Stahlfront

Band 5

Yes, we can!

Roman von TORN CHAINES

Aus dem Amerikanischen übertragen von
MARIA FRIEDRICH

Vorwort des Autors

Es gibt Dinge, die hält man einfach nicht für möglich. Ich hätte es meinen Landsleuten nie und nimmer zugetraut, daß sie jemanden wie Barack Obama ins Weiße Haus wählen. Hillary Clinton wäre ja schon schlimm genug gewesen, doch Obama ist ein Sozialist reinsten Wassers.

Im Wahlkampf wollte das offenbar niemand hören, aber jetzt zeigt sich sein wahres Gesicht. Um sich Wählersummen zu sichern, will er eine obligatorische Krankenversicherung für alle durchdrücken. Doch wer das bezahlen soll, sagt er nicht. 15,6 Prozent aller Amerikaner, fast 50 Millionen Menschen, haben eine solche Versicherung nicht. Was Obama allerdings verschweigt ist die Tatsache, daß viele von denen freiwillig darauf verzichten, weil sie ihre Arztrechnungen lieber selbst bezahlen, da sie das billiger kommt.

Und er verschweigt, wer für die bezahlen soll, die das auch jetzt schon nicht können. Entweder müssen die Prämien für die Versicherten noch weiter erhöht werden, oder der Staat gibt Steuermittel dafür aus, die er nicht mehr hat. Wie alle Sozialisten ist Obama groß darin, Wohltaten zu verteilen, aber ganz klein darin, diese zu bezahlen.

Wie ich weiß, haben Sie ja auch in Deutschland eine mehr oder weniger sozialistische Krankenversicherung, und Ihre Gesundheitsministerin ist eine stramme Linke, die 1976 auf der Liste des maoistischen KBW (Kommunistischer Bund Westdeutschland) für den Bundestag kandidierte. Da wundert es nicht, daß der Teil der Bevölkerung, der noch Arbeit findet, dazu herangezogen wird, den Teil zu finanzieren, von dem diese Dame gewählt werden möchte.

Aber von all den Sozialisten, die ich kenne, hat mir noch keiner vernünftig erklären können, was »sozial« daran sein soll, ehrliche, anständige und fleißige Menschen von Staats wegen dazu zu zwingen, für andere mitzuarbeiten, die zu faul, zu dumm oder beides sind, um sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. So etwas ist nicht sozial, so etwas ist durch und durch sozialistisch!

Und die Dummen, die glauben, alles werde gut, solange ihnen der Staat nur ermögliche, ihrem fleißigeren und erfolgreicheren Nachbarn über den Weg der »Umverteilung« in die Taschen zu greifen, die glauben natürlich auch an Parolen wie »Yes, we can!« Dabei sagt dieser Satz eigentlich nur eines aus: In den USA ist es möglich, daß selbst der ungeeignetste aller Kandidaten zum Präsidenten gewählt wird, solange es ihm nur gelingt, die dummen Massen mit blöden Sprüchen auf seine Seite zu bringen - also statt einer wohlüberlegten Wahlentscheidung eine kollektive Wahnentscheidung herbeizuführen.

Nun liegt es an uns, den letzten Anhängern der Vernunft, diesen Irrsinn zu stoppen, die Sozialisten allüberall auf dieser eigentlich so schönen Welt in ihre Schranken zu weisen und endlich Gesicht zu zeigen gegen Links. Es wird höchste Zeit, daß wir uns das trauen, meine Freunde, und daher rufe auch ich Ihnen zu: »Yes, we can!«

Maine, im Sommer 2009

Torn Chaines

Inhalt

STAHLFrontbericht 8

1. Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin -dann kommt der Krieg zu euch!

2. Jeder hat so viel Recht, wie er Gewalt hat.

3. Ich liebe den Verrat, aber ich hasse den Verräter.

4. Der Krieg ist ein Massaker von Leuten, die sich nicht kennen, zum Nutzen von Leuten, die sich kennen.

5. Dulce et decorum est pro patria mori.

6. Jeder Tag ist ein neuer Anfang.

7. Erkennen heißt: Alle Dinge zu unserem Besten verstehen.

8. Du hättest nicht alt werden sollen, eh du klug geworden wärst.

9. Zierlich denken und süß erinnern, ist das Leben im tiefsten Innern.

10. Der neue Faschismus wird nicht sagen: Ich bin der Faschismus. Er

wird sagen: Ich bin der Antifaschismus.

11. Was Schicksal ist, läßt sich nicht definieren, nur sehend erleben.

STAHLFrontbericht

Im Jahr 1938 entdeckt eine geheime deutsche Südpolexpedition unter Neu-Schwabenland, dem deutschen Teil, der Antarktis, eine uralte, gigantische, künstlich erschaffene Höhle, drei Kilometer hoch und von einer Gesamtfläche größer als das Deutsche Reich, Und noch etwas findet sich dort: Überreste einer Hochtechnologie, die eindeutig nicht irdischen Ursprungs sein kann.

Als in der zweiten Jahreshälfte 1944 jedem Deutschen klar wird, daß die Alliierten nicht den Sieg über das Reich anstreben, sondern dessen totale Vernichtung, und daß die Reichsführung trotz markiger Sprüche und Durchhalteparolen nicht in der Lage ist, den Vernichtungskrieg zu einem für alle Seiten akzeptablen Ende zu bringen, setzen sich Teile der Wehrmacht unerkannt an den Südpol ab. Die besten Wissenschaftler des Reiches nehmen sie mit, Frauen und Kinder holen sie in geheimen Aktionen nach.

Mit dem Dritten Reich haben sie abgeschlossen. In der Hohlwelt gründen sie ihr neues Reich Thule, denn sie haben nur ein Ziel: abgeschirmt von den Händeln der Welt in Frieden zu leben. Doch der Vernichtungswille der Alliierten ist ungebrochen, wie der amerikanische Angriff auf Thule 1946/47, die sog. »Operation High Jump« unter Admiral Byrd, beweist.

Der Angriff kann zwar problemlos abgewiesen werden, doch die Thuleführung fragt sich besorgt, weshalb die Alliierten auch friedliche Deutsche anzugreifen versuchen und in Europa eine Politik betreiben, die die genetischen Grenzen zwischen den Nationen mehr und mehr zu verwischen versucht.

Man findet schließlich heraus, daß außerirdische Intelligenzen, kurz AIn genannt, die Menschheit zu unterwandern versuchen. Mittels auf die Hirnrinde gepflanzter biologischer Implantate können sie Menschen zu ihren willenlosen. Lakaien machen. Nur reinerbige Nordwesteuropäer, im Reich Thule »Arier« genannt, sind nicht manipulierbar: Beim Kontakt mit ihrem Gewebe zeigen die Implantate allergische Reaktionen und sterben ab.

Thule nimmt den heimlichen Kampf gegen die AIn auf, die noch eine weitere Schwäche haben: Sie sind enorm empfindlich gegen Luftverunreinigungen, vor allem gegen CO(Kohlendioxid). Aus diesem Grund hetzen sie die USA im Frühjahr 2010 in einen Krieg mit China. Der

eskaliert in wenigen Stunden, und beide Seiten starten ihre Atomraketen, die von den Truppen Thules im letzten Augenblick vernichtet werden können.

Der Ex-KSK-Soldat und Agent des bundesdeutschen Verfassungsschutzes, Magnus Wittmann, kommt hinter das Geheimnis der bis dato noch im Verborgenen operierenden Thule-Truppen und tritt ihnen bei. Er stellt eine Sondertruppe für gefährliche Spezialeinsätze auf.

Thulemarschall Bittrich beschließt, daß die Zeit der Geheimnisse vorbei ist und das Reich offen operieren muß. Gelegenheit dazu bietet sich, als die Lakaien der AIn das englische Atomkraftwerk Sellafield sabotieren wollen, um ganz. Nordwesteuropa radioaktiv zu verseuchen. Die NATO hat angeblich nicht genug Kräfte, um etwas dagegen zu unternehmen, und so schreitet Thule mit einer Panzerdivision, Luft- und Seestreitkräften ein. Doch die Operation erweist sich als heimtückische Hinterlist: Die Thule-Truppen laufen in eine gut vorbereitete Falle, aus der sie nur unter Verlusten entkommen können.

Gleichzeitig stoßen die Amerikaner in China, massiv gegen die größten Kohlekraftwerke des Landes vor, um dessen CO2-Ausstoß drastisch zu reduzieren. Nur der Einsatz der Gorgerdivision »Demjansk« kann die Katastrophe verhindern. Allerdings kommen bei dem Einsatz, fast alle der künstlich im Labor erzeugten Hybriden aus Gorillas und Negern ums Leben.

Die Thuleführung rätselt, wieso Politiker, die nachweisbar arische Gene haben und deshalb von den AIn nicht manipuliert werden können, trotzdem mit den Außerirdischen zusammenarbeiten — bis man hoch oben in den Bergen Afghanistans ein Labor entdeckt, in dem aus den Leichen abgetriebener Kinder eine Art Jungbrunnenserum hergestellt wird, das ein Leben bei bester Gesundheit und bestem Aussehen bis zur natürlichen Altersgrenze des Menschen (etwa 140 Jahre) garantiert. Allerdings müssen zehntausend Kinder abgetrieben, werden, um einen einzigen Erwachsenen behandeln zu können.

Etwa zur gleichen Zeit entdeckt Magnus Wittmanns Spezialeinheit im thüringischen Jonastal das große Geheimnis des 1944 errichteten Sonderbauvorhabens III: Tief unter der Erde, unentdeckt von Raubtrupps der Alliierten, wird eine Wurmlochverbindung zum geheimnisumwitterten System Aldebaran aufgebaut. Man hatte damals wohl gehofft, dem Krieg mit Zukunftswaffen vom Aldebaran noch eine Wende geben zu können - ohne zu ahnen, daß man zwar zeitverlustfrei durch ein Wurmloch reisen kann, daß es aber nur mit Lichtgeschwindigkeit aufgebaut zu werden vermag. Und das

Aldebaran-System ist weit mehr als 60 Lichtjahre von der Erde entfernt...

In den USA bahnt sich eine dramatische Entwicklung an: Die Regierung versucht die Folgen der Niederlage in China und der durch den Krieg verursachten massiven Wirtschaftskrise dadurch zu vertuschen, daß sie neue Gesetze zur »Förderung von Minderheiten« und gegen »Diskriminierung« durchsetzt. Besonders in den Staaten des Südens regt sich energischer Widerstand, und exakt 150 Jahre nach dem ersten Freiheitskrieg der Konföderierten kommt es zur zweiten Erhebung des Südens gegen den Norden. Anders als damals können - nicht zuletzt dank der Unterstützung durch das Reich Thule - die Yankees aus dem Süden vertrieben und fast anderthalb Jahrhunderte Unterdrückung beendet werden.

Nachdem die Flotte Thules unter Führung des Gigantflugzeugträgers »Hindenburg« Manhattan als letzte Warnung in Schutt und Asche gelegt hat, gibt die amerikanische Präsidentin endlich klein bei und stimmt Friedensverhandlungen zu — angeblich. Doch in Wahrheit plant sie einen letzten verzweifelten Schlag: Gemeinsam mit Verrätern in Thule, die wie sie selbst alles tun würden für eine Behandlung mit dem Jungbrunnenserum der AIn, führt sie einen massiven Schlag gegen das Reich unter der Antarktis.

Dessen Küstenverteidigung ist von den Verrätern wirkungslos gemacht worden, die Flotte ist auf Patrouillenfahrten über die Nordhalbkugel verstreut, und die Panzertore der Fliegerhorste Thules sind sabotiert, so daß die Amerikaner die totale Luftüberlegenheit haben. Die vierte, Panzerdivision Thules, »Heimatland«, ist von ihrem verräterischen Kommandeur zurückgehalten und erst dann in Bewegung gesetzt worden, als es viel zu spät ist und die amerikanischen Jagdbomber die ohne Luftschirm vorrückenden Panzer abschießen wie die Tontauben.

Zwar gelingt es einer kleinen versprengten Truppe unter dem Kommando von Stabsfeldwebel Lohberger, die Anführer der Verräter zu erschießen, doch das Schicksal des Reiches scheint besiegelt. Massive feindliche Truppenverbände stehen nur noch wenige Kilometer vor den großen Panzertoren, die letzte Verteidigungslinie ist mehr als dünn und ohne Luftunterstützung zum Untergang verdammt...

---

1. »Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin - dann kommt der Krieg zu euch!«

(Bertolt Brecht)

Wollte man einen Krieg gewinnen, durfte man nicht zimperlich sein in der

Wahl seiner Mittel. Doch Lieutenant Colonel Andrew Brewer fühlte sich verraten - von seiner eigenen Führung. Es stimmte, daß im Krieg andere Gesetze galten als in Friedenszeiten. Es stimmte auch, daß es keine Alternative gab zum Kampf für Frieden, Freiheit und Demokratie.

Doch wer sich wie die USA genau diesen Kampf auf die Fahne geschrieben hatte, durfte selbst bei aller Entschlossenheit, die Ideale der Menschlichkeit zu verteidigen, nicht auf dieselbe Stufe hinabsinken wie seine Gegner. So hatte er es immer gehalten, und so sah er es auch heute.

Er wußte allerdings, daß seine Führung ganz anderer Meinung war: Gegen die verhaßten Thuledeutschen war jedes Mittel erlaubt. Ihr Rassehochmut mußte um jeden Preis gebrochen, das Gift des Ariertums mußte ausgelöscht werden.

Aus diesem Grund eilte Brewer durch den kaum mehr als vier Meter durchmessenden Tunnel nach unten, an der Spitze einer johlenden Horde degenerierter Halsabschneider und Vergewaltiger, die sich Fünftes Bataillon nannten.

Das Bataillon war wie die gesamte fünfte Brigade der zehnten Mountain Division erst vor wenigen Wochen neu aufgestellt worden, für einen einzigen Zweck - diesen Angriff heute. Bei der Mountain Division handelte es sich um nichts anders als um Gebirgsjäger. Die Amerikaner hatten 1940 mit der Aufstellung der Truppe begonnen, nachdem die deutschen Gebirgsjäger in Norwegen gezeigt hatten, wie erfolgreich eine kleine, bestens ausgebildete und intelligent geführte Eliteeinheit selbst hoch überlegene Feindkräfte in Schach halten konnte.

Ihren ersten scharfen Einsatz hatten die amerikanischen Gebirgsjäger allerdings erst 1945 gegen zahlen- und materialmäßig weit unterlegene Restverbände der deutschen Wehrmacht absolviert - unter massiven Verlusten. Eine wechselvolle Geschichte hatte der Truppe zuletzt Einsätze auf dem Balkan, im Irak und in Afghanistan beschert. Im zweiten amerikanischen Bürgerkrieg war sie nicht mehr zum Schuß gekommen - dafür war dieser Krieg zu schnell vorübergewesen.

Es hatte alle Offiziere der Division mehr als überrascht, als vor wenigen Wochen ganz entgegen der Systematik der US Army eine fünfte Brigade aufgestellt worden war. Rasch hatte sich gezeigt, daß sie nur einem einzigen Zweck dienen sollte -der Vernichtung Thules.

Die Bataillone wurden überwiegend mit Zivilisten besetzt, Wissenschaftlern und Technikern. Brewer wußte nicht, was sie

bewerkstelligen sollten, doch er ahnte, daß irgendeine »neue Art« der Kriegführung geplant war. Diese Ahnung verstärkte sich noch, als ihm mit seiner Beförderung die Versetzung zur fünften Brigade auf den Tisch flatterte - als Kommandant des fünften Bataillons. Das wurde gerade als »Einheit zur Frontbewährung« aus dem Bodensatz nordamerikanischer Gefängnisse zusammengestellt - es handelte sieh um eine uniformierte Horde aus Mördern, Vergewaltigern und Drogenhändlern, alle zu langjährigen bis lebenslangen Haftstrafen verurteilt. Damit dieser Abschaum der Gesellschaft tatsächlich die ihm gegebenen Befehle befolgte, war jedem einzelnen von ihnen die ehrenvolle Entlassung samt vollständiger Streichung seines Strafregisters schriftlich zugesagt worden, sollte er in zwölf Monaten das Thule seiner Dienstzeit lebend erreichen.

Brewer selbst hatte mit dem Gedanken gespielt, um seine Entlassung nachzusuchen, als er die Truppe zum erstenmal inspiziert hatte. Bis auf seinen neu zugewiesen Adjutanten, First Lieutenant Frederic Snyder, war er der einzige Weiße in der Einheit. Unteroffiziere und selbst die anderen Offiziere hatte man aus Verbrechern rekrutiert, die früher einmal in der Army gedient hatten - die meisten von ihnen waren unehrenvoll entlassen worden, bevor ihre weitere »Karriere« sie hinter Gitter gebracht hatte.

Man hatte Brewer bedeutet, daß eine Ablehnung des Auftrags in diesen schweren Zeiten als Befehlsverweigerung, ja, als Akt der Desertion betrachtet und schwer bestraft werden könnte, daß ihm aber eine erfolgreiche Erledigung dieser Aufgabe den Weg in den Generalstab ebnen würde.

Als er nun an der Spitze der johlenden Verbrecherhorde durch den Gang rannte, wurde ihm schmerzlich bewußt, daß er den Bewohnern des noch immer geheimnisvollen Reiches Thule näher stand als »seinen« Soldaten.

Jedenfalls den meisten, denn auch in Thule gab es Verbrecher, die um des eigenen Vorteils willen ihr Volk verrieten und mit dem Feind zusammenarbeiteten. Brewer verstand solche Männer nicht, denn auch die Amerikaner würden ihnen nach dem Sieg über das Reich niemals wirklich trauen. Wie hatte doch einst Napoleon und vor ihm schon Cäsar gesagt: »Ich liebe den Verrat, doch ich verachte den Verräter«, und dieser Satz galt auch noch heute. Kein amerikanischer Präsident hatte die Vertreter der bundesdeutschen Regierungen seit 1948 jemals wirklich geliebt. Das war auch nicht nötig.

Es reichte, wenn jemand nützlich war.

Der Verräter, dessen Namen Brewer nicht kannte, hatte der

amerikanischen Führung von einem unwichtigen, fast vergessenen Notausstiegstunnel aus der Thule-Höhle berichtet. Der lag weit abseits der Hauptstoßrichtung des amerikanischen Vormarsches und war nur mit einer automatischen Alarmanlage gesichert. Die hatte der Verräter sabotiert und das Tor statt dessen mit einer Signallampe versehen, die aufblinken und seine Lage verraten würde, sobald eine amerikanische Einheit nahe genug heran war und ein kurzes Funksignal abgab. Allerdings mußte das aus weniger als 100 Meter Entfernung geschehen, damit das Signal die allgegenwärtigen Funkstörungen überwinden konnte. Denn die neuen amerikanischen Geräte, die auf dem schmalen Frequenzband sendeten, das den Thule-Truppen unbekannt war wollte man dem Mann auf keinen Fall aushändigen. Man wußte schließlich nie, wie sehr man ihm wirklich trauen konnte...

Doch die von dem Verräter gelieferten Koordinaten waren einwandfrei. Brewers Truppe war mit leichtem Gepäck und leichten Waffen auf Motorschlitten in einem weiten Bogen, der sie in ausreichendem Sicherheitsabstand um jeden Thuledeutschen Verteidiger herumführte, vorgerückt. Dem Pack in Uniform, das dem Oberstleutnant folgte, war der Vormarsch wie ein Sonntagsausflug in den Schnee von Colorado vorgekommen.

Aber auch die von der HAARP-Anlage künstlich erwärmte Antarktis war ein Ort, dem man besser mit größter Vorsicht begegnete. Als ein verurteilter Kinderschänder namens Leroy Brown mit seinem Schlitten einen halb vom Schnee bedeckten Felsen rammte und seinen Motor beschädigte, mußte er zurückbleiben. Er hätte zwar auf einem der anderen Schlitten mitfahren können, doch das hätte die Geschwindigkeit des Vormarschs beeinträchtigt. Und laut Brewers Befehlen war die exakte Einhaltung des Zeitplans oberstes Gebot.

Also blieb Brown zurück in der weißen Wüste. Jetzt herrschten zwar dank der amerikanischen Wettermanipulationen »nur« etwa sieben Grad unter Null, aber Brown würde schon bald merken, wie kalt das war. Der Oberstleutnant hatte zwar vor dem Einsatz versprochen, daß man jeden Mann, der zurückbleiben mußte, auf dem Rückweg abholen würde. Doch er wußte auch, daß die nicht wirklich ausgebildeten Verbrecher bis dahin erfroren sein würden.

Im Fall des Kinderschänders Brown empfand der Offizier diese Tatsache als einen - wenn auch späten - Akt höherer Gerechtigkeit.

Erstaunlicherweise hatte sein Haufen das Zielgebiet ohne weitere Verluste

erreicht. Hier erhob sich eine massive Felswand aus dem ewigen Eis, die sich zu beiden Seiten hin weiter erstreckte, als das Auge sehen konnte - trotz der Beleuchtung durch die künstlich hervorgerufenen Polarlichter. Der Oberstleutnant aktivierte den kleinen Signalsender persönlich - und fast augenblicklich blinkte ein helles grünes Licht in einem Einschnitt der Felsen.

Die massive Stahltür, die hier versteckt war und einem zufälligen Passanten niemals aufgefallen wäre (was für eine blöde Idee, in der Antarktis zufällige Passanten für möglich zu halten, schalt sich Brewer in Gedanken), ließ sich mit dem entsprechenden Werkzeug leicht öffnen. Der unbekannte Verräter hatte die richtigen Informationen geliefert und auch die automatische Alarmanlage verabredungsgemäß sabotiert, denn die Verbrecher des fünften Bataillons stürmten johlend in den Tunnel, dem ahnungslosen Reich Thule entgegen.

Und niemand hielt sie auf.

Brewer und Snyder hatten noch kurz das verabredete Signal an das erste Bataillon abgesetzt - die Einheit für besondere Operationen. Es sollte unbedingt verhindert werden, daß die hochintelligenten Spezialisten, die in dieser Truppe arbeiteten, mit Brewers Abschaum zusammentrafen. Männer dieser primitiven Art fanden manchmal Gefallen daran, einen dürren Hals einfach umzudrehen, wenn ihnen das darauf sitzende Gesicht nicht gefiel. Diese hirnlosen Muskelprotze konnten mit einem ihrer gewalttätigen Ausbrüche mehr Schaden anrichten als manche Bombe, wenn sie jemanden »zum Spaß« umbrachten, dessen geniales Gehirn den USA in einer Stunde nützlichere Dienste leistete als so ein Strolch in seinem ganzen Leben.

Nachdem feststand, daß niemand draußen im Eis geblieben war (Warum auch? Der Spaß wartete unten in der Höhle!), eilten die beiden Offiziere der Truppe nach, hatten sie bald eingeholt und setzten sich wieder an ihre Spitze. Die meisten der Knastbrüder sahen zwar aus wie wandelnde Muskelberge, weil Kraftsport eine der wenigen Betätigungsmöglichkeiten hinter Gittern war, weil eine massige Figur ihnen Respekt verschaffte und weil Steroide[3] dank korrupter Wächter ebenso leicht verfügbar waren wie selbst die härtesten Drogen.

Dafür war es nicht weit her mit Schnelligkeit und Ausdauerleistung. Die meisten der Muskelpakete in den schlechtsitzenden Uniformen keuchten und schwitzten, als die das untere Ende des Ganges erreichten, das mehrere Kilometer vom Eingang entfernt und wesentlich tiefer lag. Bestialischer Gestank nach frischem Schweiß und den Ausdünstungen nur pro forma

gewaschener Körper machte sich breit, und Brewer mußte sich zusammenreißen, um nicht zu würgen.

Seine keuchende Truppe kam nur langsam wieder zu Atem, und er fragte sich, wie diese Kerle den Rückweg schaffen wollten, bei dem es spürbar bergaufging. Er hatte keine Ahnung davon, daß seine Vorgesetzten eine Rückkehr dieser Truppe nicht in ihre Pläne einbezogen hatten.

Brewer blickte auf seine Uhr: Noch fünf Minuten bis zum Einsatzbeginn. Das untere Panzertor war auf die gleiche Weise gesichert wie das obere - für einen ausgebildeten Soldaten leicht zu öffnen. Mittlerweile vertraute der Oberstleutnant darauf, daß auch die Alarmanlage hier abgeschaltet war. Sollte sich hier irgendwo noch eine versteckte Mikrokamera befinden, hatte Thule momentan garantiert niemanden zur Verfügung, um die Bildschirme zu überwachen.

Von innen wäre das obere Tor übrigens mit einem einfachen Hebel zu bewegen gewesen, was sicher auch auf das hier unten zutraf. Es handelte sich eben um einen echten Notausgang. Die Deutschen ließen sich immer gern ein Hintertürchen offen, das war bekannt.

Die Sekunden tickten herunter, und mit jeder einzelnen, die verstrich, fühlte Brewer sich elender. Rassismus war falsch, das war ihm seit dem zartesten Kindesalter eingetrichtert worden, und davon war er aus tiefster Seele überzeugt. Aber war es nicht auch eine Form des Rassismus, Rassisten wie die Bewohner Thules nur deswegen zu verfolgen, weil sie sich in ihrem Rassenwahn weigerten, ihre Gene mit denen anderer Menschen zu vermischen?

Andrew Brewer selbst war stets ein vorbildlicher Mensch und Offizier gewesen. Er hatte eine bildhübsche Latina geheiratet, weil man das von ihm erwarten konnte - obwohl er stets von blonden, blauäugigen Schönheiten geträumt hatte. Doch er wollte auch ein Zeichen setzen und als blonder, blauäugiger Mann keine neuen potentiellen Rassisten zeugen.

Seine Ehe war nach der Geburt des zweiten Kindes zerbrochen, das eindeutig negroide Züge und ein unterentwickeltes Gehirn hatte, wie der besorgte Arzt unmittelbar nach der Geburt festgestellt hatte. Der Rapper, mit dem seine Frau den Bastard gezeugt hatte, während Brewer einen Einsatz in Afghanistan absolvierte, war kurze Zeit später an seiner Drogensucht verendet. Heute lebte sie in Chicago mit einem indianischen Möchtegern-Schauspieler zusammen. Die beiden Kinder waren in Heimen untergebracht, Der Oberstleutnant hatte jeden Kontakt zu seiner ehemaligen Familie

abgebrochen. Heute erinnerten ihn nur noch die Abbuchungen auf seinen Kontoauszügen an jene verdammte Episode. Was hatte ihm sein vorbildliches Verhalten gebracht? Seelische Schmerzen und finanzielle Verluste. Brewer war innerlich wie tot, funktionierte nur noch wie eine gutgeölte Maschine - vielleicht war es genau das, was ihn zum guten Soldaten machte.

Doch nun als er die Panzertür exakt zum befohlenen Zeitpunkt öffnete, tobte ein wahrer Gefühlsorkan in seiner Brust. Inständig hoffte er, daß der Verräter vielleicht doch doppeltes Spiel getrieben hatte und sie statt eines Dorfes nur Feld, Wald -oder eine Panzerdivision Thules vorfinden würden.

Doch als er in die Höhle trat, die als solche nicht zu erkennen war, wenn man nicht auf die Wand achtete, in die das Tor eingelassen war, lag da in nur wenigen hundert Metern Entfernung ein idyllisches, fast schon altertümlich wirkendes Dorf, auf drei Seiten umgeben von weiten Feldern vor dem Hintergrund dichter dunkler Wälder. An der vierten Seite kuschelte es sieh an die senkrecht aufragende Wand der gigantischen Höhle, die sich weit oben im warmen Lieht der künstlichen Sonnen verlor. Für den Sträflingstrupp gab es kein Halten mehr. Obwohl Brewer den Männern eingetrichtert hatte, daß sie mit ihrem »Einsatz«, auf den sie die Psychologen der Army regelrecht heiß gemacht hatten, noch warten mußten, bis er und Oberleutnant Snyder das Zeichen gaben, stürmten sie los wie eine in Panik geratene Büffelherde. Schreiend und johlend rannten sie auf die Ortschaft zu, von der Brewer wußte, daß sie Meimersdorf hieß. Schüsse fielen, und die großzügig verglaste Kabine eines Mähdreschers bei der Feldarbeit wirkte plötzlich, als sei in seinem Inneren ein roter Farbbeutel explodiert.

»Verdammt! Dieses Pack wird noch alles verderben!« keuchte Brewer. Er lief zu der Straße hin, die vom Dorf weg in die Tiefe des Reiches Thule führt, und winkte Snyder, ihm zu folgen. Der First Lieutenant verstand auch ohne viele Worte. Während die ersten Schreie vom Dorf zu ihnen herüberdrangen, schaufelten die beiden Offiziere in fliegender Hast eine bestimmte Stelle am Straßenrand auf, von dem unbekannten Verräter akribisch auf einer Kartenskizze vermerkt.

Schon bald drangen die Klappspaten, die zu ihrem Marschgepäck gehörten, auf ein dünnes Kunststoffrohr im Boden, kaum tiefer als 50 Zentimeter verlegt. Zwei, drei wuchtige Stöße durchtrennten das Rohr ebenso wie das von ihm umschlossene Kabel.

Nachdem die Amerikaner dafür gesorgt hatten, daß auch hier unten kein Funk - und somit auch kein Mobiltelefon - mehr funktionierte, war

Meimersdorf nach dem Durchtrennen der Telefonleitung vollständig von der Außenwelt abgeschlossen. Brewer hoffte inständig, daß das noch früh genug geschehen war.

Im Dorf waren weitere Schüsse zu hören, heiseres Gejohle -und spitze Schreie. Keine Todesschreie, sondern solche unendlichen Entsetzens und grenzenloser Qual.

Erneut krampfte sich Brewers Magen zusammen. Dann verwandelte sich sein Gesicht, und er sagte: »Ich werde nicht zusehen, wie sich die Bestien an den armen Menschen dort drüben austoben. Es steht Ihnen frei, dem General zu melden, daß ich mich von der Truppe entfernt habe, Snyder, aber ich gehe in den Tunnel zurück. Das tue ich mir nicht an.«

Wenn Sie gestatten, werde ich Sie begleiten, Lieutenant Co-1«, entgegnete Snyder. Jetzt erst fiel Brewer auf, daß der Offizier so bleich war wie jemand, der an einer schweren Fischvergiftung litt.

Wir haben unseren Auftrag erfüllt und den Abschaum zu den Deutschen geführt«, sagte Snyder mit leiser, aber fester Stimme.

Ich werde diesen Tag für den Rest meines Lebens nicht mehr vergessen können, auch wenn das Opfer der Frauen in dem Dorf ermöglichen wird, Millionen Leben zu verschonen.« Brewer nickte nur. Der Einsatz der Sträflinge sollte nur dazu dienen, die eigentliche Operation »Schlaflied« zu verschleiern, Er hoffte nur, daß er das Telefonkabel noch rechtzeitig genug getrennt hatte. Hingegen ahnte er nicht, daß die geheime Einsatzplanung genau das vorhergesehen hatte - daß noch ein Notrufe aus Meimersdorf hinausgehen konnten, *bevor* die Telefonleitung gekappt wurde.

Der wirkliche Plan, der sich in einigen grundlegenden Details dem unterschied, den Brewer und Snyder kannten, war so teuflisch, wie er nur einem Menschen einfallen konnte, dessen Gewissen schon im Kreißsaal zusammen mit der Nachgeburt entsorgt worden war.

Wie kommen Sie eigentlich in diese großartige Truppe?« fragte Brewer mit zynischem Unterton. »Mich hat man mit dem rang des Lieutenant Colonel und der Aussicht auf weitere rasche Beförderung geködert - was immer die in der geschrumpften US Army noch wert sein mag.« Er spuckte verächtlich auf Boden.

Ich habe schriftlich Dienstaufsichtsbeschwerde eingelegt, als auskam, daß unsere Regierung sämtliche amerikanischen Großstädte mit Wasserstoffbomben vermint hatte«, erklärte der.

»Bis auf Washington und New York.«

»So ist es, Sir, bis auf Washington und New York, was ich mit Verlaub gesagt als besonders perfide empfinde!« Als er sah, daß Brewer nur düster nickte, fuhr er fort: »Daraufhin wurde ich zu diesem Misthaufen strafversetzt - das richtet sich ausdrücklich nicht gegen Sie, Sir«, fügte er erschrocken hinzu. »Aber ich fürchte, Sie sind der einzige im fünften Bataillon, der mehr oder weniger freiwillig mitmacht. Es reicht offenbar, wenn der kommandierende Offizier an den Auftrag glaubt.«

Brewer atmete tief durch. Erst wollte er zornig reagieren, doch er wußte, daß Snyder recht hatte. Und er wußte auch, daß dieser Einsatz richtig war, so widerwärtig er auch im Detail sein mochte. Denn die Wissenschaftler und Techniker, die dem Bataillon mit gebührendem Abstand gefolgt waren, würden in diesem unbedeutenden Tunnel eine Anlage errichten, die den Widerstand der Thule-Nazis ein für allemal brechen und so weltweit das Gift des Rassismus endgültig ausrotten würde.

Als sich die beiden Männer der Felswand näherten - endlich waren sie weit genug von Meimersdorf entfernt, um die Schreie nicht mehr hören zu müssen - schlug ihnen ein kalter Luftstrom entgegen. Die Panzertür, die Brewer nur geöffnet hatte, war nun aus den Angeln geschweißt und lag nutzlos am Boden. Mit der Tür weiter oben war offenbar genauso verfahren worden, denn die kalte Antarktisluft strömte wie in einem umgekehrt wirkenden Schornstein nach unten und erzeugte dabei einen mächtigen Durchzug in dem Gang, in dem es jetzt nur so wimmelte von Uniformierten und Wissenschaftlern in weißen Kitteln.

Vergebens hielt Brewer Ausschau nach den Gasmasken für ihn und seine Truppe, aber die würden wohl noch kommen, denn von oben wurde in einem stetigen Strom Material heruntergebracht. Die Gasmasken dienten sowieso nur für den unwahrscheinlichen Fall, daß die Thule-Truppen rascher wieder zu sich kommen sollten als die Verbrecher vom fünften Bataillon.

Irgendwie ergötzte sich Brewer an diesem Gedanken. Doch er war wirr, denn jeder in Thule, der nach der Flutung der Höhle mit dem neuentwickelten Narkosekampfgas wieder aufwachen würde, war Gefangener der US Army und lag mit Kabelbindern gefesselt am Boden.

Die Pioniere, die das mehrstufige Gebläse montierten, das den Gang unmittelbar vor dem unteren Ausgang vollständig ausfüllte, waren im Gegensatz zu Brewers Truppe ausschließlich weiße Amerikaner. Die Männer schauten ein wenig überrascht, als die beiden Offiziere auftauchten, sagten aber nichts und ließen sie durch eine Lücke in der Gitterrohrkonstruktion

schlüpfen, bevor sie auch diese schlossen. Die mächtigen Turbinenschaufeln, die an überdimensionierte Ventilatorblätter erinnerten, waren schon montiert.

Brewer sah endlose Reihen von Gasflaschen, die nur einen schmalen Weg in ihrer Mitte freiließen und sich an den Wänden bis unter die Tunneldecke stapelten. Die Pioniere verknüpften die Flaschen mittels standardisierter Schlauchverbindungen zu einem einzigen großen Gastank. Der Lieutenant Colonel kannte diese Schläuche: Wurde einer in eine Kampfgasflasche eingeklinkt, war sie offen. Ein Druckminderer im Schlauch ließ nie mehr Gas austreten, als das Hauptabsperrventil zurückhalten konnte. Daher war es oberste Priorität, daß diese Schläuche zuerst ans Absperrventil (oder an das Verbundnetz wie in diesem Fall) angeschlossen wurden und dann erst an die jeweilige Flasche, sonst wäre sofort Gas ausgetreten.

Daher wäre es beim Vorbereiten eines Einsatzes von Narkosegas eigentlich oberste Priorität gewesen, Gasmasken zu tragen, denn Fehler konnten immer wieder auftreten. Brewer schob es auf die Umstände des Krieges, daß keiner der Pioniere daran dachte, sich zu schützen. Ihnen war kein Vorwurf zu machen, wohl aber ihrem - nicht vor Ort anwesenden! - kommandierenden Offizier. Der Oberstleutnant nahm sich vor, nach Abschluß des Einsatzes einen Bericht über dieses vorschriftswidrige Verhalten zu verfassen.

Von den kilometerlangen Reihen der gestapelten Gasbehälter führten die Verbundleitungen in ein Ringventil, das diesseits der fünf hintereinander angeordneten großen Ventilatorblätter lag. Wurde es geöffnet, sorgte schon der stetige Luftstrom im Gang dafür, daß das Narkosegas nicht zu den Soldaten vordrang. Sobald das Gebläse eingeschaltet war, würde sich der Tunnel in eine riesige Düse verwandeln. Dann durfte sich niemand mehr hier drinnen aufhalten, der sich nicht mit einem Gurt gesichert hatte.

Zwar verhinderte ein Drahtgitter vor dem Gebläse, daß jemand in die Rotoren gezogen und zu Hackfleisch verarbeitet wurde, aber sollte tatsächlich ein Soldat von dem Luftstrom angesaugt werden, würde er hilflos vor der Turbine kleben wie eine Fliege im Spinnennetz. Das wiederum würde die Leistung des Gebläses deutlich beeinflussen. So etwas mußte verhindert werden, wollte man die gigantische Thule-Höhle wirklich rasch und vollständig mit dem Narkosegas fluten.

Brewer war neugierig darauf, was für ein wundermächtiges Mittel hier zum Einsatz kommen sollte, denn es mußte noch in extremster Verdünnung wirksam sein. Offenbar eine Neuentwicklung, denn solch ein Gas war ihm bisher nicht bekannt. Er sah, wie sich Snyder mit einem der Pioniere

unterhielt, dachte sich aber weiter nichts dabei.

Sein Denkvermögen war noch immer weitgehend gelähmt von dem Wissen um das Massaker und die Greueltaten, die sich gerade jetzt in Meimersdorf abspielten. Aber das Opfer, das die Deutschen dort bringen mußten, war klein angesichts des raschen Kriegsendes ohne weitere Todesopfer, das erreicht werden konnte, wenn die Tarnoperation des Strafbataillons und der Gaseinsatz der Pioniere erfolgreich verliefen.

Wieder und wieder redete er sich ein, daß es keine Alternative zu dieser begrenzten Grausamkeit gab, wollte man viel schlimmere Unmenschlichkeiten verhindern. Trotzdem hörte sein Gewissen nicht auf, in seiner Brust zu nagen wie eine dort eingesperrte hungrige Ratte.

Lieutenant Colonel Brewers Blick fiel auf die Reihen der gelben Gasflaschen, von denen jede die Aufschrift »VX-UVr« und einen auflackierten Totenkopf trug. Er wurde stutzig. VX war ein bekanntes, hochgefährliches, extrem tödliches Nervengas. Wieso enthielt ein Betäubungsmittel diese Buchstabenkombination? Das war gegenjede Systematik!

Oberleutnant Snyder kam auf ihn zu und riß ihn aus seinen Gedankengängen, die sich in Verwirrung zu verlieren drohten.

»Hier ist etwas faul!« zischte der junge Offizier. Niemand achtete auf die beiden Männer, da die Vorbereitungen inzwischen so gut wie abgeschlossen waren und die meisten Pioniere sich auf den Rückweg nach oben machten.

»Wovon reden Sie, Snyder?« verlangte Brewer zu wissen.

»Ein Sergeant der Pioniere meinte, wir hätten verdammtes Glück gehabt, Sir. Man hat uns nur auf diese Seite des Gebläses gelassen, weil wir Weiße sind. In dieser Truppe herrscht noch der alte Korpsgeist. Schauen Sie sich um! Sie werden hier keinen einzigen Schwarzen, Latino oder Asiaten finden! Diese Männer sind nicht weniger rassistisch als die Thule-Nazis!«

»Ich weiß, daß auch wir noch weit davon entfernt sind, perfekt zu sein, aber...«

Respektlos fiel der junge Offizier seinem Vorgesetzten ins Wort: »Darum geht es doch gar nicht, Sir! Wieso haben wir solch >verdammtes Glück< gehabt? Wir sind doch nur einem Kontakt mit Narkosegas entkommen, von dem wir vorher wußten, dem wir zugestimmt haben und auf den wir vorbereitet waren! Oder setzen wir hier etwas ganz anderes ein? Haben Sie sich die Aufschrift auf den Kanistern mal näher angesehen?«

Das hatte Brewer, und jetzt gab es kein Halten mehr für ihn. Er marschierte

auf den einzigen Wissenschaftler zu, der noch hier unten verblieben war. Der Mann schloß gerade sein Gurtzeug über dem weißen Kittel. Offenbar wollte er es mit einer Leine an einem der Karabinerhaken befestigen, die die Pioniere in die Tunnelwände getrieben hatten, um den Gaseinsatz hier unten vor Ort zu verfolgen.

Der Mann war klein, schlank und etwa 50 Jahre alt. Die Beine waren im Vergleich zum Rumpf extrem kurz, die linke Seite des Rückens wurde von einem mächtigen Buckel geziert. Das lockige schwarze Haar, von ersten grauen Fäden durchzogen, war gegelt und straff nach hinten gekämmt. Die dicht beieinanderstehenden dunkelbraunen Augen, die lange Nase und die wulstigen Lippen verliehen seinem Gesicht etwas Rattenhaftes.

Er sah mit einer Mischung aus Arroganz und Überraschung auf, als Brewer ihn ansprach: »Was für ein Gas soll hier wirklich zum Einsatz kommen?«

»Sind Sie nicht der Kommandant des Strafbataillons? Offenbar sind Sie klüger, als man angenommen hat. Gratuliere!«

»Wozu? Zu der Tatsache, daß ich hier im Gang bin und so dem Angriff mit Nervengas entgehe?«

»Nein!« Die Stimme des Wissenschaftlers klang kratzig und dünn. Das Gurtzeug verbarg den Namenszug auf der Brust seines Kittels. »Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer für einen Soldaten ungewöhnlichen Intelligenz. Die meisten Ihres Schlages können doch nur Befehle befolgen wie blöde Schafe und laufen noch mit einem Jubelschrei auf den Lippen in den Tod, so wie die Männer Ihres Strafbataillons.«

Die Verachtung und Arroganz in der Stimme des für Brewer namenlosen Zivilisten waren nicht zu überhören, doch er zwang sich, ruhig zu bleiben, weil er spürte, daß es den Buckligen drängte, mit seinem Wissen zu prahlen. Er mußte ihn nur an der richtigen Stelle anstoßen - und er ahnte, wo die war: »Sie wollen die Thule-Höhle mit VX-Gas fluten? Das ist unmöglich. Zuviel Volumen! Und viel zu gefährlich!«

Der Kleine grinste sardonisch. »Das weiß ich doch! Deswegen setzen wir ja auch kein gewöhnliches VX ein, sondern die neue Variante UVr. Daran habe ich jahrelang geforscht und gearbeitet, bis sie die heutige Perfektion erreichte!« In der Stimme des Buckligen schwang unverhohlener Stolz. »VX-UVr liegt in flüssiger Form vor, weshalb schon ein einziger Kanister große Mengen Gas aufnehmen kann. Es ist dermaßen wirksam, daß wenige Mikrogramm genügen, um einen Menschen zuverlässig zu töten. Sein niedriger Siedepunkt sorgt dafür, daß es sich bei Freisetzung sofort

großräumig verteilt und nicht als Kondensat abregnet. Mein größter Coup aber war die Entdeckung des UV-Zusatzes.« Herausfordernd blickte er Brewer an und erwartete offenbar eine Nachfrage, um die Einzigartigkeit seiner Entdeckung betonen zu können.

Der Offizier tat ihm den Gefallen: »Was bewirkt dieser Zusatz?

»Wie Sie wissen - oder als Offizier auf jeden Fall wissen sollten - bleibt VX wochenlang gefährlich.«

»Wieso >muß< ich das wissen? Das Zeug ist seit Jahren verboten!«

»Kommen Sie, Colonel, beleidigen Sie nicht meine Intelligenz, indem Sie sich dümmer stellen, als Sie sind! Sie wissen so gut wie ich, daß man Waffen nicht wirklich verbieten kann. Unsere Regierungen schließen großartige Verträge zum Verbot aller möglichen >unmenschlichen< Waffensysteme, aber für den Ernstfall sind sie trotzdem vorhanden. Man darf sich nur nicht erwischen lassen, solange man in einer Position der Schwäche ist. Aber sobald mein VX-UVr eingesetzt wurde, werden die USA nicht nur wieder so mächtig wie früher sein, sondern so stark wie nie zuvor, absolut unschlagbar!«

»Und das alles nur wegen Ihrer großartigen Erfindung?«

»In der Tat, auch wenn Sie noch so überheblich tun, mein Lieber! Denn mein Gas ist nicht nur sehr viel tödlicher als gewöhnliches VX, es zersetzt sich auch sofort, wenn es mit ultraviolettem Licht in Berührung kommt. Wie mittlerweile alle Welt weiß, erzeugen auch die Kunstsonnen von Thule UV-Licht in der gerade richtigen Dosis. Der Verräter, der uns den Weg hier nach unten in den Fels geöffnet hat, wird die Beleuchtung in der Höhle zu einem genau vereinbarten Zeitpunkt abschalten. Er glaubt, daß wir mit Nachtsichtgeräten angreifen, doch in Wirklichkeit pumpen wir mein Gas in die Höhle. Da es selbst in extremster Verdünnung noch wirksam ist, wird kein Nazi diese Aktion überleben. Das nenne ich die Mutter aller endgültigen Lösungen!«

Der kleine Mann lachte laut und schrill auf, während Brewer nach Luft schnappte wie ein Fisch auf dem Lande, aber kein Wort herausbrachte. Ungerührt fuhr der Forscher des Verderbens fort: »Es war leider nicht zu vermeiden, daß das fünfte Bataillon geopfert werden muß, um unsere wahre Operation zu tarnen. Andererseits bedeutet der Tod dieser Halsabschneider keinen wirklichen Verlust für uns. Auf diese Weise können sie wenigstens einmal in ihrem Leben etwas Nützliches für ihr Vaterland tun. Die einzigen, um die es wirklich schade gewesen wäre, waren Sie und Ihr Leutnant. Aber

sie hatten ja offenbar Grips genug, um die Gefahr zu erkennen und sich rechtzeitig abzusetzen.«

Brewer würde dem Buckligen nicht den Gefallen tun und ihm verraten, daß er keineswegs etwas von diesem teuflischen Plan geahnt und die Höhle nur deshalb verlassen hatte, weil er nicht dazu in der Lage war, an den Abscheulichkeiten teilzunehmen, die sich wohl auch jetzt noch in Meimersdorf abspielten. Er konnte noch immer nicht reden und nickte nur geistesabwesend.

Für den Mann im weißen Kittel war das Aufforderung genug, weiterzuprahlen: »Wenn der letzte dieser selbsternannten arischen Übermenschen an meinem feinen kleinen Gift verreckt ist, werden die Kunstsonnen in der Höhle wieder eingeschaltet, und das Gas zersetzt sich innerhalb weniger Augenblicke. Dann können unsere Spezialisten vorrücken und all die Geheimnisse bergen, die das Reich entwickelt hat. Ich garantiere Ihnen: Gegen das, was wir diesmal finden werden, war die Plünderung von Nazideutschland 1945 nichts als ein Besuch auf dem Flohmarkt! Die USA werden so stark sein wie nie zuvor! Zuerst werden wir die Südstaatenrebellen wieder unterwerfen und danach die ganze Welt! Niemand kann den Siegeszug der Demokratie auf Dauer aufhalten, selbst der schlimmste Nazi nicht!« Fanatisches Feuer loderte in den Augen des Bekittelten, sein sowieso schon häßliches Gesicht hatte sich zu einer Fratze des Größenwahns verzerrt.

Endlich konnte Brewer wieder reden. »Aber der... der Verräter ..!« keuchte er mehr, als daß er redete. »Wie können Sie das Gelingen der gesamten Operation vom zuverlässigen Funktionieren eines Lebensmüden abhängig machen? Ich meine... der Mann weiß doch, daß er sterben wird! Was ist, wenn er im letzten Augenblick einen Rückzieher macht?«

»Der Kerl hat keine Ahnung!« Der kleine Mann stieß ein häßliches, meckerndes Lachen aus. »Der glaubt ernsthaft an einen Angriff speziell für den Nachtkampf ausgerüsteter Truppen und an die große Belohnung, die ihm für seinen Verrat lohnt.«

» Wie können Sie dessen so sicher sein?«

»Der Mann ist *Deutscher.«* Der Kleine spuckte das Wort mit aller Verachtung aus, zu der er fähig war. »Das Pack hält sich für Übermenschen, aber in Wirklichkeit glaubt es jede Lüge, die man ihm auftischt!«

»Wann geht es los?« Brewer fühlte sich wie jemand, der ungebremst gegen eine Mauer gelaufen war.

»Es kann nicht mehr lange dauern.« Der Mann im Kittel deutete auf ein

paar Gurtgeschirre, die in einer geöffneten Transportkiste lagen. »Sie und ihr Leutnant sollten sich besser anschnallen. Das Funksignal aus Thule, daß es losgeht, wird jeden Augenblick eintreffen!«

Der Major, der die noch vor Ort verbliebenen Pioniere befehligte, brüllte einen Befehl, und seine Männer hakten ihre Sicherungsleinen in die Karabinerösen. Offenbar hatte er über das an seinem Gürtel hängende Telefongroße Funkgerät, von dem Spiralkabel zu Stöpseln in seinen Ohren liefen, das entsprechende Signal erhalten.

Er trat an die kleine Steuereinheit, und das mächtige Gebläse, das über dicke Stromkabel von oben her mit Energie versorgt wurde, lief langsam an.

In Andrew Brewer krampfte sich alles zusammen. Jetzt würden Millionen Einwohner Thules sterben, und er hatte daran mitgewirkt. Er wußte, daß er mit dieser Schuld niemals würde weiterleben können. Seine plötzlich eiskalten Finger tasteten nach der Dienstpistole an seinem Gürtel.

Sollte er wirklich...?

Konnte er wirklich?

Sein Blick fiel durch das immer schneller rotierende, jetzt schon flirrende Gebläse die wenigen Meter hinab bis zum Ausgang des Ganges. Er sah die achtlos auf der grünen Wiese vor dem Notausgang abgelegte, nun so makaber nutzlose Panzertür.

Und er sah, wie draußen das Licht erlosch.

Der Major brüllte einen weiteren Befehl, und seine Männer begannen mit der Eingabe des Öffnungskodes in die elektronische Steuerung der Gaskontrolle.

---

2. »Jeder hat so viel Recht, wie er Gewalt hat.«

(Baruch de Spinoza)

Einige Zeit zuvor

Die Leichen der verräterischen Feldmarschälle Speidel und von Paulus, des verlogenen Wetterforschers Windisch und der Offiziere, die mit ihnen im Bunde gewesen waren und vergeblich die Flucht versucht hatten, lagen noch immer im antarktischen Schnee vor dem großen Panzertor, das hinabführte in das sagenumwobene Reich Thule. Nicht nur die Kälte sorgte dafür, daß sie langsam steif wurden. Die dunklen Flecken, die ihr Blut in den antarktischen Schnee gefärbt hatte, waren im fahlen Polarlicht kaum zu erkennen.

Magnus Wittmann, der Chef eines speziellen Sonderkommandos für besonders heikle (und meist verdeckte) Einsätze, gab den Soldaten, die ihn

bei der Verfolgung der Kameradenschweine bis hierher begleitet hatten, kurze Anweisungen. Die Leichen der Verräter mußten fortgeschafft und auf Substanzen in ihrem Blut, vor allem aber auf Implantate in ihren Köpfen hin untersucht werden. Außerdem mußte das mit einem Bündellichtwerfer gewaltsam geöffnete Panzertor möglichst rasch repariert werden, da sich die letzte Verteidigungslinie Thules nur noch rund 100 Kilometer von hier entfernt befand. Wenn alle Dämme brachen, konnten die amerikanischen Panzerverbände in wenigen Stunden hier aufmarschieren.

Der Hauptmann bezweifelte, daß die Ärzte bei der Autopsie der Verräterleichen fündig werden würden. Die Marschälle und ihre Helfershelfer waren keine willenlosen Lakaien der AIn gewesen das stand so gut wie fest, da ihr Erbgut so etwas nicht zuließ. Sie hatte etwas anderes getrieben - Haß auf das eigene Volk, die Gier nach materiellem Reichtum oder auch die nach dem ekelhaften Lebensverlängerungsserum der AIn.

Vermutlich eine Kombination von all dem, dachte Wittmann. Der große, durchtrainierte Bilderbuchoffizier mit dem vollen blonden Haar und den stahlblauen Augen zitterte - nicht vor Kälte, wie man angesichts der dünnen Zivilkleidung, die er immer noch trug, und der Minustemperaturen hier draußen im antarktischen Eis hätte vermuten können - sondern vor Wut über diesen ungeheuerlichen Verrat, der so viele erstklassige und unersetzliche Soldaten Thules das Leben gekostet hatte und der sehr Wohl zum Untergang dieser letzten Bastion der freien Menschen führen konnte.

Vielleicht rührte ein Teil seiner Wut auch daher, daß ihn Stabsfeldwebel Lohberger mit seinen beiden Soldaten vom »Eiswall« um die Befriedigung gebracht hatte, die Verräter persönlich zu bestrafen. Doch Wittmann ließ sein Urteilsvermögen nicht von persönlichen Wünschen beeinflussen. Jetzt hatte die Befreiung der Luftwaffe aus der von den Verrätern geschlossenen Falle oberste Dringlichkeit. Die Panzertore der »Bärenhöhle« mußten um jeden Preis wieder geöffnet werden, wollte man die Kämpfer in den provisorischen Verteidigungsstellungen draußen im Eis nicht vollkommen sinnlos verheizen.

Der »Stabfeld« war genau der Mann, den Magnus jetzt brauchte: intelligent, beweglich im Denken und zu allem entschlossen. Er winkte ihm knapp zu: »Lohberger, Sie kommen mit mir!«

Der drahtige Unteroffizier mit den kurzgeschorenen dunkelbraunen Haaren, der nur wenig kleiner als der Hauptmann war, verzichtete auf jedes militärische Gehabe, nickte nur kurz und rannte dann hinter Magnus her auf den Eingangstunnel nach Thule zu.

Die Rampe, die hier durch den massiven Fels nach unten führte, war breit genug, um zwei Panzern nebeneinander Platz zu bieten. Lohberger warf im Laufen seine Winterausrüstung ab, die ihm in der wohltemperierten Höhlenwelt nur zum Hindernis geworden wäre. Wittmann registrierte mit heimlicher Anerkennung, daß er dafür nicht einmal ansatzweise langsamer wurde. Wie konnte es sein, daß solch ein exzellenter Mann in einer Bunkerstellung des Eiswalls regelrecht begraben worden war?

Es dauerte eine knappe halbe Stunde, bis die beiden Soldaten das untere Ende der Rampe und den inneren Eingang nach Thule erreichten. In all dem Chaos, das momentan herrschte, war es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, schnelle Elektrowagen in den Tunnel zu beordern.

Anerkennend stellte Wittmann fest, daß Lohberger kein bißchen stärker atmete als er selbst. Er blickte auf seine Uhr: Wenn es nicht noch weitere Verräter und Saboteure gab, müßten wenigstens innerhalb Thules Funkverbindungen schon bald wieder möglich sein.

Der Düsenhubschrauber Focke-Achgelis 483, mit dem Krimhild Unger, die beste Testpilotin des Reiches und gemeinhin nur als »die wilde Hilde« bekannt, ihn hergeflogen und die meisten Maschinen der fliehenden Verräter abgeschossen hatte, wartete wie verabredet an der Landestelle. Als die Pilotin Wittmann erblickte, ließ sie die Turbinen ihrer Maschine anlaufen, so daß sie startbereit war, als ihre Passagiere an Bord stiegen.

»Wohin, Hauptmann?« fragte sie knapp.

»Zur Bärenhöhle!«

Die Turbinen heulten auf, die Rotoren brüllten los, und die FA-483 hob vom Boden ab. Der Hauptmann half Lohberger dabei, in der ihm völlig unbekannten Maschine den richtigen Platz zu finden und sich anzuschnallen.

Dann stieg er nach vorne in die Pilotenkanzel, schnallte sich im freien Sitz neben Hilde an und setzte sich die Kopfhörer-Mikrophon Kombination auf, die man während des Rotorbetriebs brauchte, um sich an Bord der Maschine zu unterhalten. »Was macht der Funk?« fragte er.

»Tut‘s wieder«, kam die knappe Antwort.

»Brauchen Sie ihn momentan?«

Krimhild Unger schüttelte nur stumm den Kopf. Sie konzentrierte sich darauf, ihre Maschine in der absoluten Mindestflughöhe für dieses Manöver vom Hubschrauber in einen Deltaflügler zu verwandeln und dann auf Höchstgeschwindigkeit zu beschleunigen, um die Bärenhöhle so schnell wie möglich zu erreichen. Dabei jagte sie mehr als einmal in nur wenigen Metern

Abstand an den massiven, 500 Meter durchmessenden Säulen aus nacktem Fels vorbei, die die drei Kilometer hohe Decke des Reiches Thule stützten.

Magnus Wittmann schaltete das Funkgerät auf seine Kopfhörer und stellte eine Verbindung ins OKT her. Militärisch knapp schilderte er dem Thulemarschall seine Erkenntnisse und seine mehr als pessimistische Einschätzung der Lage.

Lohberger im Passagierraum verging Hören und Sehen. Noch nie hatte er in einem Flugzeug gesessen, das mit rund tausend Kilometern in der Stunde in wenigen Metern Abstand an massiven Felstürmen vorbeijagte. Natürlich hatte auch er schon von der wilden Hilde und ihren Flugkünsten gehört, aber es war etwas ganz anderes, eine Reportage über die Frau zu lesen oder im Fernsehen zu verfolgen oder in einer von ihr gesteuerten Maschine zu sitzen, die Finger um die Sessellehnen zu krampfen und am Mittelgang entlang durch die offene Tür zur Pilotenkanzel zwischen den beiden Gestalten dort vorn hindurch aus der Frontscheibe zu blicken und den nächsten Felsturm auf sich zurasen zu sehen.

Hilde schaffte es immer wieder, den massiven Hindernissen so gerade eben auszuweichen, aber zuversichtlicher wurde Lohberger deswegen nicht. Er war alles andere als ein Angsthase, aber er haßte es, einer Situation ausgeliefert zu sein und nichts tun zu können, um sie zu bewältigen.

Schon kam das nächste Pfeilergebirge rasend schnell näher.

Da wurde es schlagartig dunkel im Reich Thule.

Einige Zeit zuvor

Thulemarschall Bernhard »Bärwolf« Bittrich hatte den Schock, den der versuchte Mordanschlag auf ihn ausgelöst hatte, überwunden. Jetzt bewies er die Qualitäten, die ihn auf diesen höchsten Posten im OKT und im Reich geführt hatten.

Der erfahrene Offizier mit den dunklen Locken versuchte zu retten, was in dieser dramatischen Lage noch zu retten war. Kaum wurde ihm gemeldet, daß wenigstens innerhalb des Höhlenreiches die Kommunikation wieder möglich war, ließ er sich in einer Ringschaltung mit den Kommandanten der in Thule stationierten Panzerdivisionen verbinden.

»Meine Herren, die Lage ist dramatisch und erfordert deshalb dramatische Maßnahmen. Ich ordne daher an, daß Sie alle Flak-und Raketenpanzer ihrer Einheiten nach draußen schicken. Kommando- und Versorgungsfahrzeuge dürfen natürlich ebenfalls raus, aber die Kampfpanzer bleiben bis zum Eintreffen anderslautender Befehle in der Höhle. Die Raketenpanzer sollen

versuchen, so viele feindliche Kampfflugzeuge wie möglich abzuschießen, die Flakpanzer werden sich darauf beschränken, sie gegen Tiefflieger und Raketen zu verteidigen. Die Verbände müssen ununterbrochen in Bewegung bleiben, um ein möglichst schlechtes Ziel zu bieten, und sie dürfen sich der Hauptkampflinie um keinen Fall auf weniger als 500 Meter nähern. Kontakte mit feindlichen Panzerverbänden sind in jedem Fall zu vermeiden. Ihr Auftrag lautet, die drückende Luftüberlegenheit des Feindes über unseren Verteidigungsstellungen zu reduzieren. Ohne unsere Luftwaffe sind wir nicht in der Lage, offensiv vorzugehen. Wir können und wollen uns keine weiteren Verluste mehr erlauben. Machen Sie Ihren Männern klar, daß sich jeder einzelne Offizier, der sich mit einer Angriffsoperation zu profilieren versucht, vor dem Kriegsgericht wiederfindet. Und nun viel Glück, Kameraden!« Bittrich unterbrach die Verbindung ohne ein weiteres Wort. Thule befand sich in einer verzweifelten Lage. Die Zeit für Diskussionen war abgelaufen.

Die Telefone im OKT läuteten fast ununterbrochen. Die meisten Anfragen konnten von den jeweiligen Offizieren bearbeitet werden. Sie waren in ihrer langen, gründlichen Ausbildung bestens dafür geschult worden, Probleme zu analysieren, zu beurteilen und im Sinne des Gesamtauftrags zu lösen. So konnten sich die Generäle und Marschälle ungestört um die Auswertung und Bewältigung der Gesamtlage kümmern und mußten sich nicht mit lästigen Details herumschlagen.

Die Übertragung von Zuständigkeiten auf niedrigere Ebenen war das größte Erfolgsgeheimnis der ehemaligen deutschen Wehrmacht gewesen, die nur so ihre überragenden Ergebnisse selbst gegen haushoch überlegene Gegner hatte erzielen können.

Die Siegermächte hatten nach dem Krieg die Ausbildungsmethoden und Organisationsstrukturen der Wehrmacht und der Waffen-SS für ihre eigenen Truppen übernommen. Nur die Bundeswehr schickte ihre Truppen heutzutage mit »Taschenkarten« in den Krieg, und sollte sie noch lange genug existieren, würde jeder ihrer Soldaten irgendwann einen Leitz-Ordner mit dienstlichen Kampfvorschriften beim Einsatz mitzuführen haben.

Die Thule-Truppen aber hatten die Methoden der Wehrmacht nicht einfach übernommen, sondern kontinuierlich weiterentwickelt und verbessert. Und so wußte der Major im OKT, zu dem der Telefonanruf aus Meimersdorf durchgestellt wurde, daß er dieses Problem nicht allein in den Griff bekommen konnte -vor allem nicht, als die Leitung plötzlich tot und trotz aller Versuche auch nicht wiederherzustellen war.

Er hastete hinüber ins Lagezentrum und erstattet dem »Bärwolf« nach nur kurz angedeutetem Gruß Bericht. Keiner der Generalstabsoffiziere fiel ihm ins Wort, denn die Männer wußten, daß die Meldung wichtig sein mußte, wenn ein Major sie unaufgefordert störte.

»Aus Meimersdorf wurde ein amerikanischer Angriff gemeldet, Herr Thulemarschall«, erklärte der Offizier. »Die Meldung kam über Telefon von einem Zivilisten und brach mittendrin ab. Rückruf wurde versucht, aber die Leitung ist tot, vermutlich unterbrochen.« Mit einem kurzen Antippen seiner Schirmmütze drehte er sich um und verließ das Lagezentrum. Die Mitglieder des Generalstabs beugten sich schon über ihre Karten.

»Meimersdorf!« Bittrich hatte den Namen in seinen Tischrechner eingeben müssen, um das Dorf überhaupt zu finden. »Das liegt weitab der amerikanischen Angriffsoperation! Sind wir etwa einem Täuschungsmanöver aufgesessen, und der wirkliche Angriff findet dort statt, in unserer ungeschützten Flanke?«

Ein junger Leutnant, der den Generalstab vom Rechner aus unterstützte, hatte ebenfalls die Finger über die Tastatur fliegen lassen und gab Entwarnung: »Nein, es muß sich bei der Aktion dort um ein Ablenkungs- oder Erkundungsmanöver handeln. Die einzige Verbindung nach draußen weit und breit ist ein Notausstiegstunnel unmittelbar hinter dem Dorf. Der ist zu eng für schweres Gerät oder gar Panzer. Darüber hinaus gibt es in der ganzen Gegend kein einziges militärisch interessantes Ziel. Wir betreiben dort nichts als Landwirtschaft.«

Bittrich brauchte mehr Informationen, bevor er eine Entscheidung treffen konnte. Er setzte sich mit der FuMO-Zentrale in der Geßner-Spitze in Verbindung, die nach den Sabotageaktionen der Verräter erst vor wenigen Minuten wieder volle Einsatzbereitschaft gemeldet hatte.

Die Funkmeßortung Thules litt zwar noch immer unter den von den Amerikanern künstlich erzeugten Störungen der Ionosphäre, war aber zumindest wieder in der Lage, die nähere Umgebung des Reiches zu überwachen. Allerdings richtete sie ihr Augenmerk naturgemäß überwiegend auf den amerikanischen Großangriff, der auf die Haupttore Thules zurollte, und die dünne Front der Verteidiger, die ihn aufzuhalten versuchte.

Nach dem Hinweis des Marschalls wurde die entsprechende Region sofort kontrolliert, und die Meldung des zuständigen Offiziers klang mehr als beunruhigend: »Es gibt eine Art Luft-Brücke, einen kontinuierlichen Strom amerikanischer Hubschrauber von ihrem Landungskopf zum arktisseitigen

Ende des Notausstiegsstunnels und zurück. Die Maschinen fliegen einen großen Bogen um unsere Stellungen, wohl auch um den Luftabwehrpanzern zu entgehen. Außer den Helikoptern sind auch noch wesentlich schnellere Maschinen im Einsatz, vermutlich V-22 Osprey. Was immer die Amis da transportieren, sie transportieren es in großen Mengen.«

Der gesamte Generalstab hatte mitgehört, und für einen Augenblick war es totenstill. Jeder der erfahrenen Offiziere überlegte, wie die neue Erkenntnis zu deuten war.

Generaloberst Krüger hatte rasch seine Schlüsse gezogen. Er war ein hervorragender Stratege und lag mit seiner Einschätzung fast richtig: »Die Amis wissen, daß wir unsere Luftwaffe auch innerhalb der Höhle nicht einsetzen können, das steht fest. Deshalb wagen sie einen Infanterieangriff mit leichten Truppen, Viel mehr als tragbare Raketenwerfer und Mörser können die kaum mitführen!«

»Aber wozu?« Marschall Bittrich vermochte sich einfach keinen Reim auf die Sache zu machen. »Wenn die Yankees derart gut informiert sind, dann wissen sie auch, daß dort weit und breit nichts zu holen ist! Dort gibt es nichts, was einen derart massiven Einsatz lohnen würde.«

»Doch. Terror.« Walter Krüger war ein nüchtern kalkulierender Offizier, dem es besser als den meisten seiner Generalstabskameraden gelang, sich in die Gedankengänge des jeweiligen Feindes hineinzuversetzen. »Das dekadente Pack fürchtet sich vor unserer Verteidigungslinie, und es ahnt, daß unsere Luftwaffe nicht auf Dauer außer Gefecht sein wird. Deshalb wollen sie uns dazu bringen, Männer von der Front abzuziehen, um diese Terroraktion zu beenden.« Krüger ahnte nicht, daß er genau so reagierte, wie die Strategen im Pentagon es vorhergesagt hatten. Das, was in Wirklichkeit geplant war, die völlige Ausrottung aller Bewohner des Reiches Thule - ein solches Menschheitsverbrechen war für jeden aufrechten deutschen und verbündeten Soldaten einfach undenkbar.

Die Amerikaner hatten ihre Gegner auch noch in einem weiteren Punkt korrekt eingeschätzt: »Ich empfehle, die Terroraktion momentan nicht weiter zu beachten und vor allem keinen einzigen Mann aus unserer Verteidigungsstellung abzuziehen. Die Eroberung von Meimersdorf und Umgebung fügt uns keinerlei militärischen Schaden zu. Wir können die Lage immer noch bereinigen, wenn wir die Amis wieder in den Atlantik geworfen haben. Wenn uns das nicht gelingt, können wir für Meimersdorf sowieso nichts mehr tun. Wenn wir aber siegen, werden wir das Pack seiner gerechten

Strafe zuführen.«

Man sah Krüger deutlich an, daß ihm diese Worte nicht leichtgefallen waren. Aber das zustimmende Nicken im Generalstab machte klar, daß die Amerikaner diese aufrechten Offiziere richtig eingeschätzt hatten: Sie hielten die massive Luftbrücke zu dem abseits gelegenen Notausstieg für eine Finte und würden nicht darauf reagieren, um ihre überlebensnotwendige Abwehrfront nicht zu schwächen.

Nur in einem Mann hatten sich die Spezialisten für psychologische Kriegsführung geirrt. Allerdings im entscheidenden.

Im Thulemarschall.

»Der Generaloberst hat recht«, sagte Bittrich, »aber ich werde es nicht hinnehmen, unsere Bevölkerung ungeschützt feindlichen Mordbrennern auszuliefern. Es kann doch kaum sein, daß wir überhaupt keine Einheiten in der Gegend haben! Pioniere, Feldjäger, von mir aus auch ein Trupp in der Grundausbildung -irgend etwas muß doch verfügbar sein!«

Der Leuntnant hatte seinen Rechner schon befragt und schüttelte bedauernd den Kopf, als Bittrich ihn fast flehend anblickte.

»Nichts dergleichen, Herr Marschall, nur zwei Kompanien der Gorgerdivision bei Geländeübungen!« »Geländeübungen? Das bedeutet...«

»Ja Marschall« Der Leutnant nickte voller Bedauern. »Die Barfußkameraden haben keine scharfe Munition dabei.« »Wer ist der kommandierende Offizier?« »Oberst Azimi persönlich.«

»Na, immerhin.« Bittrich atmete tief durch. »Stellen Sie mir eine Verbindung her. Sofort.«

Oberst Ali Azimi war der einzige Divisionskommandeur des Reiches Thule, der nicht im Generalsrang stand. Das hing vor allem damit zusammen, daß die dritte Division mit dem Namen »Demjansk« so etwas wie eine Erprobungseinheit war, deren weitere Zukunft noch nicht wirklich feststand.

Seit er mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet worden war, galt seine Beförderung zum Generalmajor eigentlich nur noch als Formsache. Azimi war schon immer ein Mann gewesen, der Besonderheiten anzog wie ein Magnet. Das hatte mit seiner Geburt begonnen: Als einer der wenigen echten Indogermanen, die in Persien (oder dem Iran, wie sich das Land seit 1935 offiziell nannte) noch geboren worden waren, hatte er sich in seiner Heimat stets wie ein Außenseiter gefühlt. Denn auch wenn das Wort Iran »Land der Arier« bedeutete, so waren doch reinblütige Angehörige dieser Rasse im heutigen Persien so selten zu finden wie Eskimos in Ecuador oder Indianer in

Indien.

Nach der Machtergreifung der Mullahs 1979 hatten seine Eltern das Land verlassen und waren in die Bundesrepublik Deutschland geflohen. Hier war Azimi im Jahr 1996 für die Thule-Truppen angeworben worden. Das lag mittlerweile 15 Jahre zurück.

Die Geländeübung mit den beiden Gorgerkompanien war schon vor einiger Zeit geplant worden - und zwar so, daß der beim Einsatz in China schwerverletzte Sefa, Alis Lieblingsgorger, wieder mit von der Partie sein konnte. Schon in der Planung hatte er die Übung so gestaltet, daß sie weitgehend ohne menschliche Offiziere und ohne Überwachung von einer Kommandoeinheit aus geschehen konnte.

Es ging vor allem um die stetige Wiederholung des richtigen Kampfverhaltens in dichtem Waldgelände - und um die Wiedereingliederung der wenigen überlebenden Gorger des China Einsatzes in die Truppe.

Azimi hatte auch deswegen auf den Einsatz der Kommandoeinheit verzichtet, weil er Major Kempowski nicht dabeihaben wollte. Er konnte dem Mann einfach nicht mehr vertrauen. Zum Glück hatte sich dieses Problem von selbst erledigt: Kurz nach der Rückkehr aus China (und nach dem Abschluß der Planung für diese Übung) hatte Kempowski um seine Versetzung gebeten.

Trotzdem genoß es der Oberst, mit »seinen« Gorgern allein durch den Wald zu toben. Diese Übungen hatten viel von den Geländespielen an sich, an denen er als Knabe bei den Pfadfindern stets mit großer Begeisterung teilgenommen hatte.

Momentan bereiteten sich die beiden Kompanien - insgesamt 480 Gorger - auf einer lichtüberfluteten Waldschneise auf die nächste Übungseinheit vor. Leutnant Herbert K. Scheer, Azimis Adjutant und neben dem Oberst der einzige andere Mensch weit und breit, erklärte den uniformierten Geschöpfen mit den nackten Füßen geduldig, was jetzt von ihnen erwartet wurde.

Gorger waren enorm starke, im Labor gezüchtete Wesen, die einen neuen Höhepunkt in der großartigen Forschungsgeschichte des Reiches Thule darstellten. Die Wissenschaftler hatten die Gene von Gorillas und Bantunegern miteinander vermischt und noch einige eigene geheime »Zutaten« in die DNS-Ketten geknüpft. Herausgekommen waren enorm starke und widerstandsfähige, sterile Hybridgeschöpfe.

Von Anfang hatte man mit diesem Projekt versucht, Selbstopfersoldaten zu züchten, die zum Einsatz kommen sollten, wenn höhere Verluste zu

befürchten waren. Schon aus diesem Grund hatten die Verantwortlichen von Beginn an dafür gesorgt, daß die Gorger nicht zu intelligent wurden. Sie konnten Befehle verstehen und Bericht erstatten - solange das ihren maximalen Wortschatz von 200 Worten nicht übertraf.

Gorger waren mit fünf Jahren einsatzfähig und wurden trotz einer natürlichen Lebenserwartung von über 30 Jahren selten älter als zehn. Denn sie gingen ohne Murren selbst in den ausweglosesten Einsatz, wenn sie den entsprechenden Befehl erhielten. Zu dieser Opferbereitschaft trug sicher die Überzeugung bei, daß sie nach ihrem Tod im Kampf als Menschen in Thule wiedergeboren würden - das hämmerte man ihnen von Anfang an wie ein Glaubensbekenntnis ein.

Doch seit Ali Azimi die dritte (Gorger-)Division »Demjansk« übernommen hatte, waren ihm Zweifel an der offiziellen Version von den »dummen« Gorgern gekommen. Diese Wesen hatten mehr Seele, als die Thuleführung bereit war zuzugeben, und so hatte er auch nach dem Gefecht in China entgegen dem Befehl schwerverletzte Gorger nicht durch die Abschaltung ihres Lebenszeichenmonitors töten lassen, sondern sie geborgen. Darüber war es zum Streit mit Major Kempowski gekommen, den Azimi mit einem krachenden Faustschlag beendet hatte.

Deswegen haßte Kempowski den Perser. Und deswegen lebte Gorger Nr. 233 noch immer: Sefa.

Leutnant Scheer gab Azimi ein Zeichen und deutete auf den Gorger neben sich, der ein schweres Funkgerät so leicht auf dem Rücken trug, als wäre es ein Damenhandtäschchen. »Oberst, ich habe das OKT in der Leitung! Es ist dringend!«

Thulemarschall Bittrich war persönlich am Funk und erläuterte Azimi den Einsatzbefehl. »Ich weiß, daß Sie keine scharfe Munition dabeihaben«, erklärte Bittrich. Das stimmte nicht ganz, denn die Dienstpistolen der beiden Offiziere waren geladen, und jeder hatte zwei ebenfalls gefüllte Ersatzmagazine am Gürtel. »Aber Ihre beiden Kompanien sind die einzigen Truppen, die ich den Invasoren entgegenschicken kann. Und die Gorger brauchen ja nicht unbedingt Schußwaffen, wie wir wissen. Ihre Spezialmesser haben sie doch dabei?«

»Selbstverständlich«, beeilte sich der Ritterkreuzträger zu sagen. Die speziell für die Gorger entwickelten Kampfmesser hatten eine 30 Zentimeter lange Klinge aus Wotanstahl, deren eine Seite so scharf war, daß sie ein fallendes Haar teilen konnte. Die andere Seite bestand aus einem

Sägezahnprofil, deren einzelne Zähne jeweils um 30 Grad nach rechts bzw. links versetzt waren. Diese Zähne wiesen nach vorne, in Stoßrichtung, einen Schliff von der gleichen Schärfe wie die eigentliche Klinge auf. Zur stumpfen Rückseite hin verbreiterten sich die Sägezähne kontinuierlich.

Es brauchte viel Kraft, um mit einer solchen Waffe zuzustoßen, und noch mehr, um sie wieder aus dem Körper des Gegners herauszuziehen - denn dabei rissen die Zähne fürchterliche Wunden. Ein normaler Mensch konnte mit einer solchen Waffe kaum sinnvoll umgehen - ein Gorger hingegen führte sie mit der Leichtigkeit eines Florettkämpfers.

»Thulemarschall, selbst meine Gorger sind überfordert, wenn sie sich mit bloßen Händen gegen eine Infanterieeinheit unbekannter Größe stellen sollen. Es ist eine Sache, sie für Selbstopfereinsätze zu nutzen, aber eine völlig andere, sie schießwütigen Yankees vor die Gewehre zu treiben wie Schlachtvieh!«

»Ich weiß Ihre Einwände zu würdigen, Oberst, aber wir haben nun mal keine Wahl. Ihre Einheit ist die einzige weit und breit, die ich den Amis entgegenschicken kann. Ich erwarte ja auch nicht, daß Sie die Amerikaner im Frontalangriff stellen. Beobachten Sie, verfolgen Sie, greifen Sie sich einzelne Männer, bemächtigen Sie sich ihrer Waffen, kurz: Führen Sie einen Partisanenkrieg! Sie müssen den amerikanischen Vormarsch nicht verhindern, sondern nur verlangsamen. Und schützen Sie unsere Zivilbevölkerung, so gut es geht. Ich habe befohlen, Ihnen Lkw mit Nachschub und vor allem Munition zu schicken. Es wird einige Stunden dauern, bis die Ihr Einsatzgebiet erreicht haben. Halten Sie solange durch und beschäftigen Sie den Feind, mehr verlange ich nicht!«

»Zu Befehl, Herr Marschall! Auftrag verstanden und angenommen.« Azimi beendete die Verbindung. Es gab nichts mehr zu sagen.

Nun war die Zeit des Kämpfens gekommen.

Die Zeit des Kämpfens und des Sterbens.

Mit möglichst einfachen Worten hatte Azimi seinen Soldaten den Auftrag erklärt. Die Gorger stiegen auf ihre Geländemotorräder. Truppführer und die beiden menschlichen Offiziere nutzten vierrädrige Aufsitzfahrzeuge mit Allradantrieb. Auf Alis Befehl wurden die Klappen in den Auspuffanlagen geschlossen. Das nahm den Motoren zwar etwas von ihrer Leistung, machte sie aber deutlich leiser. Der Oberst sah die Enttäuschung in den dunklen, breiten Gesichtern seiner »Männer«, die nichts mehr liebten als möglichst viel Getöse. Aber er wußte auch, daß er sich hundertprozentig auf seine

Truppe verlassen konnte. Spätestens seit dem Einsatz in China und der Rettung Sefas waren seine Befehle so etwas wie Gottes Wort für sie.

Der Ritterkreuzträger setzte sich an die Spitze seiner Truppe und fuhr so schnell wie möglich über die schmalen Waldwege, die vom Gorgerlager nach Meimersdorf führten. Leutnant Scheer fuhr als letzter und sorgte dafür, daß niemand zurückblieb.

Die Fahrt dauerte etwa 20 Minuten, dann wurde es hell zwischen den Bäumen. Azimi hob die Hand zum Haltebefehl. Die Gorger lehnten ihre Motorräder an Baumstämme oder legten sie auf den Boden. Neugierig kamen sie nach vorn und scharten sich um ihren Offizier.

»Leise!« befahl Azimi. »Kein Wort! Verstanden?«

Wie befohlen nickten die Gorger stumm. Der Oberst deutete auf Scheer, der ebenfalls herangekommen war: »Ihr bleibt bei Leutnant!« Dann winkte er Gorger Nummer 233 zu: »Sefa, komm!«

Gleichmütig trottete der Muskelberg in seinem thuledeutschen Tarnanzug neben ihm her. Das Fehlen jeglicher Fußbekleidung ermöglichte es ihm, so lautlos durch den Wald zu schleichen wie ein Panther.

Nach wenigen Metern hatten Azimi und Sefa den Waldrand erreicht. Von hier bis zur drei Kilometer hohen senkrechten Höhlenwand erstreckten sich nur noch teils schon abgeerntete Felder. Sie umgaben das Dorf, das ruhig dalag. Die ganze Szenerie wirkte wie aus einem Sommermärchen, fast schon idyllisch.

Nur der Mähdrescher, der mitten in dem Weizenfeld vor ihnen stand, störte die Idylle. Genauer gesagt störte die rote Farbe seiner großzügig verglasten Fahrerkabine.

Azimi deutete auf das etwa hundert Meter entfernte Gerät und flüsterte: »Sefa, kriech dort hin und bring her, wen immer du findest!«

Der Gorger nickte nur stumm und schlängelte sich in beeindruckendem Tempo durch den hohen Weizen. Bald war er nicht mehr zu sehen.

Keine sechzig Sekunden später sah der Oberst, wie Sefa am Mähdrescherden Kopf hob und sich vorsichtig umblickte. Dann kletterte er an der Leiter zum Führerhaus empor, und zwar an der Seite, an der er vom Dorf aus nicht zu sehen war. Ali war begeistert von der Umsieht des Gorgers.

Es dauerte nicht lange, und Sefa kehrte auf die gleiche Weise zurück, auf die er verschwunden war. Nur zog er diesmal eine Leiche hinter sich her.

Es handelte sich um einen Mann in einer blauen Latzhose, deren Beine in Gummistiefeln steckten. Unter den Trägern der Hose lugte ein braunkariertes

Arbeitshemd hervor.

Vom Kopf des Mannes waren nur noch einige lose Fetzen übrig, die vom Halsstumpf baumelten.

Azimi kannte solche Verletzungen. Sie wurden von Hochleitungsgewehren des Kalibers .50 verursacht, die die Amerikaner gerne einsetzten. Solche Waffen dienten nicht dazu, den Feind auszuschalten, ihn kampfunfähig zu machen. Sie hatten nur einen Zweck. Sie sollten töten.

Angespannt spähte der Oberst zum Dorf hinüber, aber von hier aus war nichts zu erkennen. Alles sah ruhig aus.

Da peitschten Schüsse durch die Idylle.

Der Ritterkreuzträger hatte seiner Truppe befohlen, die nutzlosen Schußwaffen abzulegen und dann im Kriechgang durch das Weizenfeld bis an den Dorfrand vorzurücken und sich dabei auf keinen Fall blicken zu lassen. Er und sein Adjutant Scheer waren an der Spitze der Truppe losgerobbt, aber bald schon die allerletzten gewesen. Mit dem Tempo der Gorger konnte selbst ein Olympiasieger nicht mithalten.

Als die beiden Männer das vorderste Haus von Meimersdorf erreichten, hatten die Hybriden schon still und leise einige Leichen zusammengetragen. Männer und Kinder lagen reglos im Schatten der Mauer.

Die Männer waren ausnahmslos erschossen worden, manche von ihnen regelrecht durchsiebt. Noch immer tropfte Blut aus den Leichen.

Wirklich furchtbar aber war der Anblick der toten Kinder. Den wenigsten von ihnen war ein schneller Tod durch eine Kugel vergönnt gewesen. Die meisten waren mit Dolchen oder Bajonetten ermordet worden, einige von ihnen regelrecht in Stücke gehackt. Ali sah einen Säugling, der keinen Unterleib mehr hatte.

Alles in ihm krampfte sich zusammen, und er wußte, daß er seine Gorger nicht mehr lange zurückhalten konnte. Denn die waren im Grunde ihres Herzens sanft, hätten Frauen oder Kindern niemals etwas antun können, und wenn ihr eigenes Leben davon abhinge. Aber wenn sich jemand an Frauen und Kindern vergriff, kannten sie keine Hemmungen mehr.

Der Oberst spähte um die Hausecke. Auf der stillen Dorfstraße lagen weitere Leichen.

Er blickte zurück zu seinem wilden Haufen und sah, wie Scheer sich übergab. Was waren das nur für Ungeheuer, die über dieses friedliche Dorf hergefallen waren? Sehr groß konnte die Einheit nicht sein, denn nirgendwo war jemand in amerikanischer Uniform zu erblicken.

Konnten das überhaupt Amerikaner sein, die hier derart gehaust hatten? So führten sich doch keine Menschen auf, sondern nur wilde Tiere! Nein - der Perser mußte sich verbessern. Kein Tier konnte so grausam sein wie die immer noch unsichtbaren Angreifer von Meimersdorf.

Solche Barbareien brachten nur Menschen zustande.

Der Oberst winkte Scheer heran. »Geht‘s wieder?« flüsterte er.

Der Leutnant nickte nur stumm.

»Gut. Ich muß mir einen Überblick darüber verschaffen, was hier vorgeht. Ich rücke mit Sefa und vier weiteren Gorgern vor. Sie bleiben vorläufig hier und halten die Truppe zurück. Ich möchte nicht, daß meine Gorger ohne Deckung in eine amerikanische Falle laufen.«

Scheer nickte stumm. Die Erleichterung darüber, sich den Schrecken, die im Dorf vermutlich auf sie warteten, nicht aussetzen zu müssen, war ihm deutlich anzusehen.

Azimi deutete auf Sefa und vier weitere Gorger, befahl ihnen mit einem Winken, mitzukommen, und legte noch einmal den Finger an die Lippen, um den Hybriden klarzumachen, wie wichtig es war, leise zu sein. Er zog seine Pistole aus dem Holster und legte den Sicherungshebel um. Sefa und die anderen zogen ihre mächtigen Kampfmesser.

Das Haus, das ihnen bisher Deckung geboten hatte, war eine große Scheune. Ais sie an deren Vorderseite kamen, fiel Azimis Blick auf das zweiflügelige hölzerne Tor. Es stand auf, und an seinen linken Flügel war eine tote Frau genagelt.

Sie hing dort mit gespreizten Armen und Beinen wie an einem Andreaskreuz. Ihr Kopf war auf das Brustbein gefallen. Die massiven Nägel hatte man ihr durch Hände und Füße getrieben, von ihrer Bekleidung waren nur noch Fetzen übrig. Blutdurchmischte Spuren, die zäh an dem Tor nach unten gelaufen waren, ließen vermuten, daß man sie mehrfach vergewaltigt hatte -*nach* der Kreuzigung.

Azimi hob ihr Kinn mit dem Zeigefinger an. Die Frau, kaum älter als 25 Jahre, war tot. Ihr konnte niemand mehr helfen.

Hinter dem Scheunentor lag eine weitere Leiche, ebenfalls weiblich, aber sehr viel älter, 80 Jahre oder mehr. Genau vermochte der Oberst das nicht zu beurteilen, denn ihre rechte Kopfhälfte fehlte.

Wie das geschehen war, ließ sich auf den ersten Blick feststellen, denn der blutverschmierte Spaten, mit der man ihr den Schädel gespalten hatte, lag neben ihr am Boden. Teile ihres Gehirns hatten die Wand neben ihr besudelt.

Auch die alte Frau war nackt, und auch die alte Frau war vergewaltigt worden. Ob das geschehen war, bevor oder nachdem man sie umgebracht hatte, ließ sich nicht feststellen, und es war dem Offizier auch egal.

Mit energischen Gesten befahl er den Gorgern, die Leichen keinesfalls anzurühren.

Er würde alles so belassen, wie er es hier vorgefunden hatte. Diese Ungeheuerlichkeit durfte nicht vor der Weltöffentlichkeit verborgen bleiben. Sollte er diesen Einsatz überleben, würde er dem OKT dringend empfehlen, das Massaker von Meimersdorf von einer oder auch mehreren internationalen Kommissionen untersuchen zu lassen.

Dieses abscheuliche Verbrechen mußte von neutraler Seite dokumentiert werden - vom Roten Kreuz, von Amnesty International, von wem auch immer.

Ein Schrei voller Qual und Schmerz riss Ali aus seinen düsteren Gedanken.

Der Laut war so tierisch in seiner Kreatürlichkeit, so unmenschlich, daß der Soldat nicht sagen konnte, ob da ein Mann schrie, eine Frau oder ein Kind.

Der Schrei kam aus dem gegenüber der Scheune gelegenen Wohnhaus, und der Oberst gab seinen Gorgern ein Zeichen, ihm zu folgen.

Die Knöchel seiner Hand, die den Kolben seiner Dienstpistole des Typs DWM 10/06 umklammerte, waren weiß.

Die Angehörigen des fünften Bataillons der fünften Brigade der zehnten Mountain Division hatten nicht einmal ansatzweise eine militärische Ausbildung genossen. Schließlich hatten sie ja auch niemals militärisch eingesetzt werden sollen.

Der einzige Zweck dieser Verbrecherbande in Uniform war das Verbreiten von Angst, Schrecken und Abscheulichkeiten.

Ein Mörder, ein Vergewaltiger oder ein Kinderschänder wurde nicht dadurch zum Soldaten, daß man ihn in eine Uniform steckte und ihm ein Gewehr in die Hand drückte.

Zwar wußten die meisten Angehörigen des Strafbataillons sehr wohl mit Waffen umzugehen, die meisten von Ihnen hatten schon mehr als einen Menschen erschossen und dabei auch gern vollautomatische Militärwaffen eingesetzt.

Doch auch die Tatsache, daß ein Mann mit Waffen umzugehen wußte, machte ihn noch lange nicht zum Soldaten. Ein guter Soldat war ein

intelligenter Handwerker des Krieges. In Zeiten von rechnergesteuerten Präzisionswaffen, Schienenkanonen und Flugscheiben waren marodierende Landsknechtshorden vom alten Schlag hoffnungslos überfordert.

Und gegen diesen Auswurf des Menschengeschlechts, den abgrundtief sadistische Offiziere in die Uniformen der US Army gesteckt hatten, waren selbst mittelalterliche Landsknechte ein Ausbund an Bildung und Herzenswärme.

Als Azimi und seine fünf Gorger in das Untergeschoß des Hauses eindringen wollten, aus dem noch immer schrille, spitze Schreie drangen, fanden sie die Eingangstür unbewacht und sperrangelweit offen vor.

Von einem kleinen Flur gingen mehrere Türen in die anderen Zimmer und eine Treppe ins Obergeschoß ab. Auch hier drinnen standen sämtliche Türen offen.

Ein Blick ins Wohnzimmer zeigte einen Mann mittleren Alters, der inmitten einer Blutlache auf dem Teppich lag und noch im Tode das Gedärm umklammerte, das aus seiner aufgerissenen Bauchdecke quoll.

Weiter hinten in dem Zimmer lagen zwei kleine Kinder wie achtlos weggeworfene Puppen, reglos und tot. Der Leib des einen war eine blutig zerstochene Masse, der Kopf des anderen merkwürdig deformiert, zerschmettert von den Tritten schwerer Stiefel. Um diese Szene aufzunehmen, die er bis an sein Lebensende nicht mehr vergessen würde, brauchte Ali Azimi nicht viel mehr als einen flüchtigen Blick, der kaum mehr als eine Zehntelsekunde dauerte.

Und doch würde er es für den Rest seiner Tage bedauern, diesen Blick getan zu haben.

Aber die Gedanken daran sollten ihn erst später verfolgen, denn seine ganze Aufmerksamkeit galt jetzt den Schreien und dem Lärm im Obergeschoß.

So leise wie möglich stieg er die Treppe hinauf, dicht gefolgt von Sefa und den anderen.

Er hätte sich gar nicht so um Lautlosigkeit bemühen müssen, denn die fünf Ungeheuer in Menschengestalt, die im Schlafzimmer dafür sorgten, daß die Frau ununterbrochen schrie, bekamen so gut wie nichts mehr mit.

Ihre Uniformhosen lagen am Boden oder schlackerten um ihre Fußgelenke, und ihre Augen zeigten den idiotisch-geilen Blick von Unterschichtenpack, das bis über beide Ohren zugedröhnt war mit Amphetaminen und auch noch die letzte seiner wenigen Hemmungen verloren hatte.

Vier Männer in verschiedenen Stufen der Erregung hielten die schreiende Frau fest, der fünfte vergewaltigte sie. Mit der gleichen Beiläufigkeit, mit der man beim Betreten eines dunklen Zimmers das Licht einschaltete, schoß ihm Azimi in den Hinterkopf. Der Mann fiel zu Boden, als hätte man ihm den Stecker herausgezogen.

Für die Gorger gab es kein Halten mehr. Sie sprangen an dem Oberst vorbei ins Zimmer und stürzten sich auf die vier noch lebenden Strolche, die vergebens versuchten, ihre achtlos auf den Boden geworfenen Gewehre zu greifen.

Weder Sefa noch die vier anderen nutzten ihre Kampfmesser. Der Anblick der gepeinigten Frau hatte sie in eine Art Blutrausch versetzt. Ihre riesigen Gebisse zerrissen die Kehlen der Vergewaltiger, dem schmächtigsten von ihnen drehte Sefa den Kopf auf den Rücken und riß ihn dann ab.

Ali war froh, daß die Gorger als Hybriden immun waren gegen menschliche Krankheitserreger. Er selbst achtete peinlich darauf, nicht mit dem Blut der Getöteten in Verbindung zu kommen, und nahm sich vor, später dafür zu sorgen, daß die Frau und alle weiteren Überlebenden von Meimersdorf auf HS und andere Krankheiten wie etwa Hepatitis untersucht würden.

Denn er hatte nur einen der Amerikaner ansehen müssen, um zu wissen, daß es sich bei diesem Trupp um ein Strafbataillon handelte, zusammengesetzt aus dem Kehricht der übelsten Gefängnisse der USA.

Das waren keine Soldaten - diese Männer waren ein Zeichen. Ein Zeichen für die bodenlose Verachtung und den abgrundtiefen Haß, den ihre Befehlshaber den anständigen Bürgern Thules entgegenbrachten.

Immer wieder hörte man Schüsse aus dem Dorf. Die Verbrecher hatten sich wohl auf alle Häuser und Scheunen verteilt,

Daß hier noch jemand anders außer ihnen selbst schießen konnte, kam ihnen wohl gar nicht erst in den Sinn.

Oberst Azimi flüsterte in sein kleines Handfunkgerät und erteilte Leutnant Scheer den Befehl, mit allen Gorgern vorzurücken: »Die Jungs sollen so lange wie möglich so leise wie möglich bleiben, aber sie haben freie Hand. Wir brauchen nicht unbedingt lebende Gefangene, um dieses Massaker hier zu beweisen - die Spuren sprechen für sich. Wie sagte doch einst der letzte wirklich große Herrscher Deutschlands? >Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht!< Mit anderen Worten: Lassen Sie den Gorgern freie Hand, Scheer!-

»Herr Oberst, was ist denn da los bei Ihnen?« drang die entsetzte Stimme des jungen Offiziers aus dem Funk.

»Das wollen Sie nicht wirklich wissen. Hämmern sie den Männern nur noch einmal ein, daß sie so viele amerikanische Waffen wie möglich an sich nehmen sollen. Und vermeiden Sie es, selbst ein Haus zu betreten, solange es sich auch nur irgendwie vermeiden läßt. Das ist ein Befehl!« Azimi hörte noch, wie der Leutnant schluckte, unterbrach aber die Verbindung.

Er nahm selbst eines der Gewehre des Typs M16 an sich, die achtlos an der Wand lehnten. Dann befahl er: »Sefa, schnappt euch die anderen Waffen und geht von Haus zu Haus vor. Ihr wißt, was zu tun ist!«

Der Gorger nickte, brachte aber kein Wort hervor. Nur ein tiefes, böse klingendes Grollen entrang sich seiner Kehle. Offenbar konnten sich die Hybriden auch mit diesen Lauten untereinander verständigen, denn auch die anderen nahmen die amerikanischen Waffen an sich und folgten ihrem Artgenossen Nr. 233 nach unten.

Ali hängte sich das Gewehr am Tragriemen über die Schulter, nahm die gepeinigte Frau auf die Arme und trug sie in ein Nebenzimmer, in dem wohl eines ihrer Kinder geschlafen hatte. Er legte sie auf das eigentlich viel zu kleine Bett, doch die Frau rollte sich in Embryonalstellung zusammen und steckte den rechten Daumen in den Mund. Ihre Augen waren weit aufgerissen, aber blicklos, und sie wimmerte ebenso ununterbrochen wie leise vor sich hin.

Der Ritterkreuzträger wußte, daß er nichts mehr für sie tun konnte, nahm das Gewehr von der Schulter und folgte seinen Untergebenen nach unten. Er fürchtete, daß selbst die besten Ärzte Thules dieser Frau nicht mehr helfen konnten.

Das Schicksal war gnädig mit ihr umgegangen. Sie hatte den Verstand verloren.

Die Amerikaner waren zu spät aus ihrem Rausch der Gewalt erwacht. Einige Gorger rasten durch Meimersdorf und schössen mit ihren erbeuteten Waffen auf alles, was Yankee-Uniformen trug.

Angesichts der toten Kinder und der anderen Opfer allerdings waren viele Gorger gar nicht mehr in der Lage, mit einem Gewehr umzugehen, erst recht nicht mit dem ihnen fremden Modell der US Army. Aber das brauchten sie auch nicht. Ihre Kampfmesser und ihre Reißzähne waren alle Waffen, die sie benötigten.

Die intelligenteren Angehörigen des Strafbataillons schafften es noch,

einige Schüsse auf die Angreifer abzugeben. Aber normale Infanteriegewehre konnten gegen die Schutzwesten der Gorger nichts ausrichten. Schüsse in die ungeschützten Arme und Beine vermochten einen Hybriden im Blutrausch nicht zu bremsen. Im Gegenteil - - sie machten ihn erst richtig wild.

Der ehemalige Auftragsmörder, der ein wenig intelligenter war als seine Kumpanen und deshalb mit dem Scharfschützengewehr vom Typ Barrett M82 ausgerüstet worden war - er hatte den Bauern im Mähdrescher ermordet - konnte einen Volltreffer landen. Das schwere Geschoß vom Kaliber .50 **BMG** durchschlug die Schutzweste eines Gorgers, der sich Bubu nannte. Er ging zu Boden und blieb blutend liegen, doch tödlich verletzt war er nicht. Die Kugel war von der Schicht extrem dichter Muskulatur, die alle lebenswichtigen Organe der Hybriden umgab, festgehalten worden.

Mit einem zweiten Schuß in den Kopf hätte Bubu vielleicht getötet werden können, doch zu dem kam der Mörder nicht mehr. Das Tempo der Gorger war beeindruckend hoch, das Tempo von Gorgern im Blutrausch war beängstigend.

Zwei der Affenwesen rissen dem Mann die Arme aus den Schultern und ließen ihn schreiend und blutend liegen, schon auf der Jagd nach dem nächsten Gegner. Die Schreie wurden in dem Maße leiser, wie der Blutstrom aus den beiden gräßlichen Wunden versiegte.

Obwohl die Amerikaner den Gorgern an Zahl etwa um das Dreifache überlegen gewesen waren, gelang nur noch wenigen von ihnen die Flucht aus dem Dorf. Jetzt kamen die erbeuteten M16 zum Einsatz, und die Gorger bewiesen, daß sie mit etwas Konzentration auch hervorragende Schützen sein konnten. Azimi und Scheer beteidigten sich an dem Feuer auf die Fliehenden, denn man mußte möglichst verhindern, daß sie den Notausstiegstunnel erreichten und sich dort verbarrikadierten.

Schließlich liefen nur noch drei der Verbrecher in Uniform, aber sie hatten den Tunnel fast erreicht.

Da erlosch übergangslos das Licht in der Höhle.

---

3. »Ich liebe den Verrat, aber ich hasse den Verräter.«

{Gaius Julius Cäsar)

Kurz zuvor

Mit der erbetenen Versetzung von der dritten Division zum Instandhaltungskommando war die militärische Karriere von Major Dieter Kempowski so gut wie zu Ende. Aber das störte den massigen Mann mit dem

breitflächigen Gesicht nicht, denn diesen Schritt hatte er gut geplant und sorgfältig vorbereitet.

Die Auseinandersetzung mit Ali Azimi am Ende des Einsatzes in China hatte er ebenso bewußt provoziert, wie er den für ihn unglücklichen Ausgang derselben in Kauf genommen hatte. Man mußte eben manchmal etwas einstecken, wenn man etwas erreichen wollte.

Und der Posten hier bei der Instandhaltung war genau die Stelle gewesen, die er angestrebt hatte. Schon seit Jahren hatte er mit den Feldmarschällen von Paulus und Speidel überlegt, wie er der Organisation, die den Untergang des autoritären Reiches Thule aktiv herbeiführen wollte, am besten dienen konnte.

Als dann die Planungen in enger Zusammenarbeit mit den amerikanischen Freunden konkret geworden waren, hatte sich rasch herausgestellt, daß man einen zuverlässigen Mann beim Innendienst brauchen würde. Niemand war für diesen Posten besser geeignet als Klemens Kempowski, und so hatte er seinen Abschied von der dritten Division systematisch betrieben.

Daß er deren Kommandeur Ali Azimi ob seiner Herkunft verachtete, hatte er nicht einmal vortäuschen müssen. Es hatte ihm von Anfang an nicht gefallen, sich von einem Perser - Arier hin, Arier her - kommandieren lassen zu müssen, und so hatte er kein schauspielerisches Talent gebraucht, um die persönliche Abneigung gegen den Obersten zu simulieren. Sie war real vorhanden.

Natürlich war Kempowski ebensowenig wie die Feldmarschälle (von deren vorzeitigem Ende er noch nichts wußte) und die anderen führenden Köpfe der Verschwörung gegen Bittrich ein verrückter Idealist, der Karriere und vielleicht sogar sein Leben wegwarf, um irgend etwas »Gutes« zu erreichen.

Ihm ging es wie den anderen nur um eines: um die Behandlung mit dem Jungbrunnenserum, das die AIn den Menschen gebracht hatten. Ihre amerikanischen Mittelsmänner hatten dem Führungszirkel der Verschwörer, zu dem sich Kempowski voller Stolz zählen durfte, versichert, sie nach der Niederringung Thules vorrangig mit dem Serum zu behandeln.

Spätestens seit er mit eigenen Augen gesehen hatte, wie das Serum den weit über 80 Jahre alten todkranken Stabsfeldwebel Heinrich in einen kerngesunden Mann in den besten Jahren verwandelt hatte, war das Verlangen nach einer solchen Behandlung übermächtig in ihm geworden. Er war bereit, alles, aber auch wirklich *alles* zu tun, um diese Segnung selbst zu erfahren.

Die Aussicht auf ein langes Leben bei bester Gesundheit machte ihm den Verzicht auf die Karriere in Thule leicht - vor allem, da er davon ausging, später, nach dem Umsturz, um so rascher Karriere machen zu können.

Daß seine amerikanischen »Verbündeten« keinesfalls planten, einen unwichtigen Major mit einer derart kostbaren Gabe zu belohnen, und daß sein Tod sogar fester Bestandteil ihres Planes war, wäre ihm niemals in den Sinn gekommen.

Wie die meisten Verräter hielt er sich für den besten aller Menschen. Daß ausgerechnet diejenigen, denen er mit seinem Verrat am meisten half, jeden Wurm höher achteten als ihn, wäre ihm niemals in den Sinn gekommen.

Und so war er jetzt auf dem Weg in die Klimasteuerzentrale des Reiches Thule. Wegen der militärisch mehr als angespannten Lage war er momentan allein auf weiter Flur, aber wäre ihm zufällig jemand begegnet, hätte Kempowski keinerlei Verdacht erregt. Als stellvertretender Leiter des Instandhaltungskommandos hatte er jederzeit ungehinderten Zutritt zu allen Einrichtungen, die das Leben im Höhlenreich ermöglichten.

Er öffnete die Panzertür zum Hauptrechnerraum. Die hier installierte Anlage vom Typ Zuse X D arbeitete vollautomatisch und war praktisch wartungsfrei. Kempowski nahm das kleine Gerät aus der Tasche, das ihm Speidel vor ein paar Stunden erst ausgehändigt hatte. Es sah aus wie ein Relais und glich den Geräten aus Thule-Produktion, die die Stromversorgung des Großrechners steuerten, äußerlich wie ein Ei dem anderen.

Tatsächlich handelte es sich jedoch um ein in den Labors von Harvard mit technischer Unterstützung der AIn entwickeltes Produkt amerikanischer Hochtechnologie: Die in dem Relaisgehäuse verborgenen Mikroschaltkreise enthielten ein kleines, nicht aufzuspürendes Schadprogramm, daß die amerikanischen Spezialisten entwickelt hatten, nachdem ihnen Speidel eine Kopie des Programms hatte zukommen lassen, mit dem der Zuse-Rechner lief und das Wetter sowie die Beleuchtung in der Thule-Höhle kontrollierte.

Kempowski wußte, daß das Programm die künstlichen Sonnen Thules für exakt 48 Stunden aus- und dann wieder einschalten würde. Es war so raffiniert gestrickt, daß selbst die besten Experten des Reiches mindestens 72 Stunden brauchen würden, um es nur zu finden. Aber die Amerikaner hatten versichert, daß ihre speziellen Nachtkampfeinheiten maximal 43 Stunden brauchen würden, um jeden militärischen Widerstand innerhalb der Höhlenwelt auszuschalten.

Was Kempowski nicht wußte, war die Tatsache, daß das Programm auch

in die Frischluftversorgung des Reiches eingriff. Es schloß die Ansaugklappen über den riesigen Filteranlagen und sorgte dafür, daß die Luft nur noch innerhalb der Höhle zirkulierte, nicht erneuert und auch nicht gefiltert wurde.

Kempowski ahnte nicht einmal, daß sein Tod ebenso beschlossene Sache war wie der von Millionen anderer Bewohner Thules auch. Also zog er das Relais, das nur für den Notfall als Ersatzgerät gedacht war, aus dem Rahmen in der Tiefe des Rechnerkastens und ersetzte es durch das amerikanische Gerät.

Sorgfältig schloß er das Gehäuse wieder, steckte das echte Relais in die Hosentasche und verließ die Klimasteuerung.

Das Programm in dem falschen Relais war jetzt nicht mehr aufzuhalten. Es kroch durch die Stromleitungen und erreichte das Herz des Rechners, machte sich dessen Betriebsprogramm Untertan und setzte seine installierten Befehle ab.

Kempowski schloß die stählerne Tür zur Wetterzentrale hinter sich ab und befestigte zwei kleine Thermitladungen unten und oben am Rahmen. Der verabredete Funkimpuls an die amerikanischen Truppen, der die unmittelbar bevorstehende Abschaltung der Kunstsonnen signalisierte, löste auch die Zünder der Thermitladungen aus. Zischend brannten sie ab und verschweißten die Tür mit dem Rahmen.

Kempowski verließ das leere Gebäude. Er hätte laut jubeln können, als das Licht verlosch. Jetzt würde es nicht mehr lange dauern bis zu seiner Behandlung mit dem Jungbrunnenserum.

Eines allerdings machte ihn nachdenklich: Wenn die Sonnen Thules erloschen, schalteten sich automatisch die künstlichen Sterne ein, so daß es niemals völlig dunkel war **in** der riesigen Höhlenwelt.

So geschah es auch jetzt. Hatten die Amerikaner das wirklich einkalkuliert, oder hatten sie einen schweren Fehler begangen? Nein, das war undenkbar.

Lieutenant Colonel Andrew Brewer zog seine Dienstpistole vom Typ Beretta M9 und legte den Sicherungshebel mit dem Daumen um. Bei der Hektik, die momentan in dem durch die endlosen Reihen von Gasflaschen fast zugestellten Gang herrschte, fiel das niemandem auf. Niemandem von den anderen zumindest.

Brewer sah allerdings, wie Leutnant Snyders Blick erst auf die M9 fiel und wie ihn der junge Offizier dann fragend anblickte. Er verstand augenblicklich, was sein Vorgesetzter vorhatte, nickte unmerklich und griff

dann zur eigenen Waffe.

Im Tosen des immer schneller laufenden Gebläses fiel der Schuß zuerst gar nicht auf. Doch der Offizier an der Turbinensteuerung sackte lautlos zusammen, wurde aber vom Gurtzeug weiter an seinem Platz gehalten.

Im gleichen Augenblick feuerte Snyder auf die Männer an der Gaskontrolle. Einer konnte noch nach seiner Waffe greifen, aber gegen Snyders Überraschungsangriff hatte keiner von ihnen eine Chance.

Brewer erreichte das einfache Steuerpult des Gebläses. Er hielt sich mit der Linken an der Leiche des Offiziers fest, der von seinem Gurt sicher gehalten wurde und so einen festen Anker bot.

»Das Gas ist frei!« brüllte Snyder über den Lärm hinweg.

Der Oberstleutnant starrte auf die diesseits des Gebläses angebrachte Ringdüse. Jeden Augenblick mußte das tödliche Gas aus unzähligen kleinen Düsen austreten, von der Turbine angesaugt und in eine riesige Höhle geblasen werden, in der nach Brewers Meinung mindestens zehn Millionen Menschen lebten. Selbst wenn er das Gebläse noch rechtzeitig hätte abstellen können, hätte der kalte Fallwind im Tunnel das Gift weit hinaus in das Höhlenreich getrieben und unzählige Opfer gefordert.

Wenn er das von dem buckligen Wissenschaftler, dessen Namen er nicht einmal kannte, so eiskalt geplante Menschheitsverbrechen an Millionen Unschuldigen noch verhindern wollte, blieb ihm nur eine Wahl: Er riß an dem massiven roten Hebel, mit dem der Offizier das Gebläse eingeschaltet halte, und brachte es in die Nullstellung zurück.

Für einen Moment war es wieder leise in dem Gang, und Brewer hörte das leise Klicken, mit dem das Gasventil öffnete, gefolgt von einem noch feineren Zischen.

»Nein!« brüllte der Bucklige und versuchte vergebens, sich aus seinem Gurtzeug zu befreien, und noch lauter: »Nein!«

Brewer beachtete ihn nicht und warf Snyder einen kurzen Blick zu. Der junge Mann nickte leicht und schloß resigniert die Augen. Mit einem Ruck entfernte der Offizier die versiegelte Sperre hinter dem roten Hebel, mit der dessen weitere Bewegung bisher verhindert worden war. Nun konnte er den Hebel ganz zu sich heranziehen, und das Gebläse lief wieder an.

Aber diesmal drehten sich die Rotoren in entgegengesetzter Richtung. Sie saugten Luft aus der Thule-Höhle und bliesen sie den Gang hinauf. Die Ringdüse vermischte diese Luft mit einer gleichbleibend wirksamen Dosis VX-UVr.

Das letzte Geräusch, das Lieutenant Colonel Andrew Brewer in seinem Leben hörte, war das tierhafte Gekreische des kleinen Buckligen, der sich für einen großen Wissenschaftler gehalten hatte.

Stabsfeldwebel Lohberger schloß mit seinem Leben ab, als die FA 483 beinahe mit Mach 1 auf das nächste 500 Meter durchmessende Gebirge aus massivem Felsgestein zujagte und übergangslos das Licht ausfiel, obwohl die Mittagsstunde gerade erst vorüber war und es nicht einmal den Versuch einer Dämmerung gegeben hatte.

So etwas war in der langen Geschichte des Reiches Thule noch niemals vorgekommen, und daher konnte so etwas nach Lohbergers Meinung auch nur in einer Katastrophe enden.

Aber die Frau am Steuer der schnellen Maschine war aus einem ganz speziellen Holz geschnitzt - aus dem Holz, aus dem Götter Helden formten. Mit schlafwandlerischer Sicherheit fand ihr linker Zeigefinger einen der zahlreichen Knöpfe in dem Schalterfeld über ihrem Kopf, und von der Decke der Kabine klappte ein Nachtsichtgerät herab.

Krimhild Unger legte die Stirn an das dafür vorgesehene Polster und schaute durch das Gerät, das ihr das Innere der Höhle hell wie bei Tageslicht und in bunten Farben zeigte. Sie mußte den Kurs des Düsenhubschraubers nicht um ein Zehntelgrad ändern oder gar Schub wegnehmen. Unbeirrt jagte sie die Maschine durch die nun nachtdunkle Höhle dem geplanten Flugziel entgegen. Während Lohberger hinten im Passagierraum wie im Schock nach einer Spucktüte tastete (die er schließlich auch fand, aber dann doch nicht brauchte), hatte Magnus Wittmann vollstes Vertrauen in die Flugkünste der berühmtesten Pilotin des Reiches. Schließlich war er schon früher mit ihr geflogen und wußte, wie gut diese Frau war.

Er war versucht, im OKT nachzufragen, was der Ausfall der Sonnen bedeutete, aber er verzichtete darauf, weil er sich vorstellen konnte, daß momentan die Funkgeräte und Telefonleitungen dort sowieso schon heißliefen.

Dann aber bemerkte er etwas, das ihn doch noch dazu brachte, den Bordfunk der Maschine auf eine ganz bestimmte Frequenz zu schalten. Denn sobald sich seine Augen an die übergangslos eingetretene Dunkelheit gewöhnt hatten, fiel ihm auf, daß sich die künstlichen Sterne wie bei einem gewöhnlichen Nachtprogramm eingeschaltet hatten.

Es war also nicht einfach zu einem wodurch auch immer bedingten Ausfall der künstlichen Sonnen gekommen. Jemand mußte massiv ins

Steuerprogramm eingegriffen habe.

Wittmann rief auf der für seine Einheit reservierten Frequenz im kleinen Hauptquartier seiner Sondertruppe an. Leutnant Kaltmeister war am Apparat und hatte natürlich schon mitbekommen, was in der Höhle vor sich ging.

Die Anweisungen seines Hauptmanns waren ebenso knapp wie präzise: »Kaltmeister, nehmen Sie sich ein paar Männer mit und sehen Sie nach, was in der Klimazentrale los ist!«

»Zu Befehl!« Kaltmeister war kein Mann der großen Worte.

Der Leutnant hatte sich die ersten beiden Soldaten gegriffen, die ihm über den Weg liefen. Mit einem schnellen Elektrowagen waren sie zur zentralen Klimasteuerung gefahren, die so verlassen dalag wie immer, da sie vollautomatisch arbeitete.

Die mit zwei Thermitladungen zugeschweißte Stahltür zum Rechnerraum allerdings verhieß nichts Gutes. Über Funk rief Kaltmeister weitere Spezialisten seiner Truppe mit schwerem Gerät herbei.

Es dauerte keine zehn Minuten, bis die ersten vor Ort waren, und nur zwei weitere, bis sie mit schweren Hydraulikhämmern einen Weg durch die Wand neben der Tür gebahnt hatten.

Natürlich hätte man auch die Tür selbst mit Trennschneidern öffnen können, aber das wäre auch nicht schneller gegangen und angesichts der offenbar hier stattgefundenen Sabotage konnte man nicht sicher sein, ob die Tür nicht von der anderen Seite mit einer Sprengfalle vermint war.

Das war zwar nicht der Fall, aber Kaltmeisters Vorsicht ließ um kein Jota nach, als er durch die Wand in den Raum mit dem Großrechner stieg. Der Leutnant und seine Männer sahen sich gründlich um, doch auf den ersten Blick war nichts Ungewöhnliches festzustellen.

Kaltmeister wollte am Hauptbildschirm des Zuse X nach dem Grund für die Störung suchen, um sie abzustellen, aber das Gerät ließ keinen manuellen Eingriff in sein Programm zu. Es reagierte auf keinen einzigen Eingabeversuch.

Die Männer nahmen die Verkleidungsbleche des Großrechners ab und schauten in das Gewirr aus Platinen, Kabeln und sonstigen Bauteilen. Konstruktionen wie diese waren viel zu komplex, um irgendwelche Fehlschaltungen, Kabelbrüche oder etwas in der Art auf den ersten Blick erkennen zu können.

Doch der Leutnant hatte einen ganz bestimmten Verdacht, und so nahm er eine UV-Lampe aus einem der Werkzeugkoffer, die seine später

hinzugekommenen Männer mitgebracht hatten.

»Licht aus!«

Im Rechnerraum wurde es dunkel, und Kaltmeister hielt die Handlampe, die eigentlich für menschliche Augen unsichtbares ultraviolettes Licht erzeugte, in das Gehäuse des Großrechners.

Ein warmer blauroter Lichtschein drang daraus hervor, denn bevor man das Reich Thule für ausländische Besucher geöffnet hatte, waren komplizierte Anlagen wie diese mit unsichtbarer Farbe besprüht worden, die auf UV-Licht reagierte. Diese Aktion war unter größter Geheimhaltung erfolgt - die Verräter und ihre amerikanischen Freunde hatten nicht die geringste Ahnung davon. So dauerte es nur wenige Minuten, bis Kaltmeister das angebliche Relais entdeckte, das hier im Zuse nichts zu suchen hatte. Im Gegensatz zu den Bauteilen in seiner Umgebung leuchtete es nicht, bildete nur einen dunklen Fleck, der sofort auffiel. Er ließ das Licht wieder einschalten und ein transportables Röntgengerät bringen. Denn er war klug genug, um das falsche Relais nicht einfach aus seinem Steckplatz zu ziehen.

Tatsächlich zeigte das Röntgengerät, daß sich in dem kleinen Kasten nicht nur elektronische Bauteile befanden, sondern daß er auch einen kleinen Metallzylinder unter seiner Haube aus billigem Plastik verbarg.

Der Leutnant glaubte an eine Sprengladung und würde sich später nachträglich noch gruseln, wenn er vom wahren Inhalt des Zylinders erfuhr. Jedenfalls ging er kein Risiko ein und machte alles richtig.

Mittlerweile war ein Spezialist hinzugezogen worden und versicherte, daß das falsche Relais in einer Baugruppe steckte, die nur dann einspringen sollte, wenn in der eigentlichen Stromversorgung des Rechners ein Fehler auftrat. Im Prinzip handelte es sich angesichts der Betriebssicherheit von Rechnern der Zuse-Reihe um ein überflüssiges Bauteil. Ohne die Imprägnierung mit der unsichtbaren Farbe hätte jeder Experte an dieser Stelle zuletzt nach einem Fehler gesucht, weil die Baugruppe momentan eigentlich gar nicht in Betrieb war. Trotzdem bestand eine elektrische Verbindung zum Rechner, weshalb Kaltmeister es nicht wagte, die komplette Baugruppe herauszunehmen.

Er vermutete ganz richtig, daß die geheimnisvolle Bombe dann zünden würde. Also ließ er eine große Flasche mit flüssigem Stickstoff bringen. Der war kälter als minus 200 Grad Celsius und fror das falsche Relais sowie die umgebenden Bauteile in kürzester Zeit ein, als ein Spezialist in dickem Kälteschutzanzug einen regelrechten Schwall der ganz speziellen Flüssigkeit darübergoß.

Das meiste verdunstete natürlich und bildete dicke Nebelsehwaden in dem Rechnerraum. Einige der Männer mußten husten. Der vermummte Spezialist ließ sich davon nicht beeindrucken und zog das tiefgefrorene Relais vorsichtig aus der Aufnahme, was mit seinen dicken Handschuhen alles andere als einfach war. Er legte es in eine Kiste, die mit gefrorenem Stickstoffgefühlt war. und ließ diese per Sonderkurier ins OKT bringen, wo sich die Spezialisten um das »Geschenk« kümmern würden.

Kaltmeisters Männer machten sich zusammen mit den mittlerweile alarmierten Technikern der Instandhaltung (die sich darüber wunderten, daß ihr Vorgesetzter, Major Kempowski, nirgendwo zu erreichen war) daran, die vom Stickstoff zerstörten Reservebauteile zu ersetzen.

Der Leutnant selbst kümmerte sich um den Programmfehler des Rechners, der sich nach der Entfernung des falschen Relais wieder empfänglich zeigte für Eingaben über die Tastatur. Rasch fand er den Befehl, die Höhle für 48 Stunden auf Nachtbetrieb zu schalten, widerrief ihn und setzte die gewohnte Programmierung von Tag und Nacht erneut in Gang.

Im Höhlenreich von Thule schien wieder die Sonne.

---

4. »Der Krieg ist ein Massaker von Leuten, die sich nicht kennen, zum Nutzen von Leuten, die sich kennen.«

(Paul Valéry)

Oberst Ali Azimi rief seine Gorger zurück. Die Truppe, die eigentlich nur ein paar leichte Geländeübungen hatte absolvieren sollen, führte keine Nachtsichtgeräte mit. Deshalb war jede weitere Verfolgungsoperation tabu für ihn.

Als es so plötzlich dunkel wurde, kühlte sich die gerade noch brennende Wut der Hybriden deutlich ab. Die künstlichen Sterne am ebenso künstlichen Firmament übten eine massiv beruhigende Wirkung auf sie aus, weshalb sie alle zurückgetrottet kamen, als Azimi seinen Befehl brüllte.

Die meisten der großen Burschen ließen die Köpfe hängen, denn sie konnten nicht vergessen, was sie vorhin erlebt hatten.

Azimi rief seine Truppe auf der Hauptstraße von Meimersdorf zusammen, nachdem er dafür gesorgt hatte, daß zehn mit amerikanischen M16-Gewehren bewaffnete Gorger am zum Notausgang hin gelegenen Dorfrand Wache hielten.

Für die scharfen Augen der muskulösen Kämpfer war das künstlich erzeugte Sternenlicht hell genug.

Hell genug auch, um Meimersdorf zu durchsuchen. Azimi schickte seine Gorger aus, um in jedem Haus, jeder Scheune und jedem Schuppen nach Opfern zu suchen. Leichen sollten dort liegenbleiben, wo sie vorgefunden wurden, Verletzte waren sofort zu bergen und zu versorgen.

Leutnant Scheer wollte sich an der Aktion beteiligen, doch sein Vorgesetzter hielt ihn zurück: »Ich brauche Sie hier!«

Das war zwar gelogen, aber Azimi wollte den jungen Leutnant schützen. Scheer war zwar ein hervorragender Soldat, der eine Handgranate weiter und zielsicherer schleudern konnte als jeder andere, den Ali kannte.

Aber ihn ihm schlummerte auch etwas Feinsinniges. In einer anderen Welt hätte er genausogut Künstler werden können, Poet oder Schriftsteller vielleicht, denn Scheer war auch ein begabter Geschichtenerzähler.

Doch das Grauen, das nun in den unscheinbaren Häusern von Meimersdorf lauerte, hätte diese feinsinnige Ader in dem jungen Mann ein für allemal abtöten können. Das wollte der Oberst verhindern.

Die Gorger schwärmten aus. Es dauerte nicht lange, bis die ersten von ihnen zurückkamen. Sie waren ungewöhnlich still, suchten sich eine dunkle Ecke, in die nicht einmal das künstliche Sternenlicht Thules fiel, und hockten sich stumm auf den Boden. Azimi glaubte mehr als eine der breiten Schultern haltlos zucken zu sehen, doch das konnte er in der Dunkelheit nicht so genau sagen. Also ging er zu seinen Gorgern, denn er fühlte sich für sie verantwortlich, so wie sich jeder gute Offizier für seine Soldaten verantwortlich fühlte.

Er hockte sich neben einen der muskelbepackten Krieger hin, legte ihm den linken Arm auf die Schulter und leuchtete mit der Taschenlampe kurz auf die Brustpartie des Tarnanzugs, gerade lange genug, um die Ziffer 5953 lesen zu können. Das war einer der neuen Gorger, kaum mehr als fünf Jahre und ein paar Monate all. Das kurze Aufblitzen der Lampe hatte dem Offizier auch gezeigt, daß sich von den Augen zwei feuchte Bahnen nach unten über das breite schwarze Gesiebt zogen. Der Gorger weinte. Er drehte den Kopf zu Seite, weil er nicht wollte, daß sein Kommandant ihn so sah.

»Wie heißt du, Soldat?« Ali kannte die Namen vieler Gorger, aber selbst ein so hervorragender Offizier wie er war nicht in der Lage, sich den Namen jedes einzelnen Angehörigen seiner Division zu merken.

»Lumbo.« Sobald ein Gorger geschlechtsreif wurde, gab er sich selbst einen Namen. Nach welchen Kriterien das geschah, war bisher ein Geheimnis.

»Berichte, Lumbo. Was hat du gesehen?«

Der Gorger wollte aufstehen, um seinem Kommandeur vorschriftsmäßig Meldung zu machen, doch der Druck von Azimis Hand auf seiner Schulter signalisierte ihm, daß er in der Geborgenheit, die ihm die Nähe des Erdbodens vermittelte, hocken bleiben durfte.

»Die Kinder!« schoß es aus Lumbo hervor. »Feinde töten Kinder. Nicht wie Soldaten! Wie Tiere! Nicht schießen - treten, hacken, schlagen! Arme, arme Kinder!« Schluchzend drehte er sich zu Ali um und drückte seinen schweren Kopf gegen dessen Schulter. Der Oberst wäre fast hintenüber gefallen.

Tröstend legte er den Arm um Lumbos Schulter und ließ ihn sich ausweinen. So furchteinflößend Gorger im Kampf auch sein konnten - Kinder waren ihre große Schwäche.

Sie liebten Kinder über alles, würden bereitwillig kollektiv in den Tod gehen, um auch nur ein einziges Kind zu retten. Sollte der Feind jemals auf die Idee kommen, Kindersoldaten gegen Gorger ins Feld zu führen, wäre die Schlacht verloren, bevor sie angefangen hatte.

Als sich Lumbo halbwegs wieder beruhigt hatte, kehrte Oberst Azimi in die Mitte des Dorfplatzes zurück, wo Scheer noch immer damit beschäftigt war, über Funk sowohl Hilfe herbeizuholen als auch die Offiziere im OKT, die seinen Schilderungen offenbar nicht so recht glauben konnten, vom Ausmaß der Ungeheuerlichkeiten in Meimersdorf zu überzeugen.

Ali hörte einige Sekunden lang zu, dann trat er neben den Leutnant, nahm ihm das Funkmikrofon aus der Hand und blaffte: »Hier spricht Oberst Azimi. Kommandant der dritten Division >Demjansk<. Mit wem spreche ich?«

»Hauptmann Lenders vom Stab des OKT“.. kam die recht gelangweilt klingende Antwort aus dem Lautsprecher der tragbaren Funkanlage, die nun neben Scheer auf dem Boden stand. »Mit Ihrem Leutnant ist offenbar die Phantasie ein wenig durchgegangen, Herr Oberst.«

Ali wäre fast explodiert. »Jedes Wort, das der Leutnant gesprochen hat, ist wahr«, blaffte er. »Das meiste davon war vermutlich noch untertrieben. Wenn Sie Ihren Bürokratenarsch nicht sofort in Bewegung setzen und ausnahmslos alles organisieren, was der Leutnant von Ihnen angefordert hat, werde ich mich mit dem Bärwolf persönlich über Ihre weitere Karriere unterhalten, Hauptmann. Haben Sie mich verstanden?«

»Klar und deutlich, Herr Oberst. Ich werde unmittelbar alles gewünschte in Bewegung setzen!«

„Sehr schön.« Ali unterbrach die Verbindung. Er wußte, daß es dennoch mehr als eine Stunde dauern würde, bis die ersten Krankenwagen das abgelegene Dorf erreichen konnten.

Die Gorger trugen einige Frauen auf den Dorfplatz, die noch mehr oder weniger lebten. Alle waren mehr oder weniger schwer verletzt, und alle waren mehr oder weniger stark traumatisiert. Keine einzige war darunter, die nicht mehrfach vergewaltigt worden wäre. Da die Hybriden keinen lebenden Mann und kein lebendes Kind fanden, brachten sie die entsprechend ihrem Befehl auch nicht her.

Die Spezialisten für Spurensicherung, die das OKT später entsandte, würden feststellen, daß tatsächlich kein einziger Mann und kein Kind über zwölf Jahre das Massaker überlebt hatte.

Sefa brachte eine Frau Ende 20 auf den Dorfplatz. Doch er trug sie nicht zur Sammelstelle, sondern zu den beiden Offizieren - auf ihren eigenen Wunsch. Es ging der Frau zwar sehr schlecht, aber das änderte nichts an ihrem Wunsch, mit den Offizieren zu sprechen.

Denn sie hatte etwas sehr Wichtiges mitzuteilen.

»Ich heiße Medegund Kesselring«, erklärte sie keuchend vor Schmerzen. Sefa hatte ihren Leib mit einem Laken bedeckt, unter dem nun ein Blutstropfen herabfiel.

Unter anderen Umständen wäre Medegund Kesselring sicher als schöne Frau bezeichnet worden. Blondgelocktes, doch praktisch kurz geschnittenes dichtes Haar krönte eine gerade, ebenmäßige Stirn, unter der klarblaue Augen hervorleuchteten. Die blutverschmierte, geschwollene Nase war einst anmutig gewesen, ihre hohen Wangenknochen hatten ihrem Antlitz, etwas Aristokratisches verliehen.

Die noch gestern so vollen Lippen waren angeschwollen und an mehreren Steifen aufgeplatzt. Ein dünner Blutfaden rann aus ihrem Mund, in dem blutige Stümpfe anzeigten, wo noch vor kurzem strahlendweiße Zähne geprangt hatten. Diese Frau war aufs schlimmste geschlagen worden, doch sie war nicht besiegt.

»Mein Mann war mit dem Mähdrescher auf dem Feld, als das Barbarenpack kam«, erklärte sie mit leiser, aber sicherer Stimme.

Azimi mußte an das erste Opfer dieses Überfalls denken, das Sefa geborgen hatte. Offenbar schloß sich hier der Kreis. Doch er sagte nichts, um die Frau nicht noch zusätzlich zu belasten.

»Mein Kind... meinen Sohn... haben diese Tiere mit den Kolben ihrer

Gewehre zerschmettert«, flüsterte sie. »Er war doch erst drei Monate alt, doch sie haben ihn einfach aus seiner Wiege gerissen. Einer von ihnen hat sogar auf ihm herumgetrampelt, als sein kleines Händchen noch zuckte, obwohl er nach all den schweren Schlägen längst tot sein mußte.« Ihre Augen blieben trocken. Medegund Kesselring würde in ihrem noch sehr langen Leben nie wieder weinen können.

»Sie wollten die deutsche Pest endgültig ausrotten, haben sie getönt.« Trotz ihrer Schmerzen war Medegunds Stimme klar und fest. »Denen war völlig egal, daß wir Bürger Thules sind und längst keine Deutschen mehr. Und es wäre zwecklos gewesen, ihnen das auch nur zu erklären zu *versuchen.* Die waren allerunterste Unterschicht, Pack und Abschaum, Knastbrüder vermutlich. Ich kann mir kaum vorstellen, daß einer von denen seine Uniform schon länger trug als zwei Wochen.« Sie mußte für einen Augenblick innehalten und tief durchatmen, um Kraft für weitere Worte zu schöpfen.

Der Ritterkreuzträger bewunderte die nüchterne Klarheit, mit der die einfache Bauersfrau die Lage erfaßt und beurteilt hatte. Sie hatte sich auf eine Stufe des emotionslosen Denkens zurückgezogen, die Situation nur vom intellektuellen Standpunkt aus beobachtet und analysiert. Hätte sie ihren Gefühlen Raum gegeben, wäre sie vermutlich wahnsinnig geworden.

»Ein Neger prahlte damit, mir jetzt einen braunen Braten in die Röhre zu schieben, um so meinen irischen Rassehochmut für immer zu brechen. Der Kerl plapperte vermutlich nur nach, was ihm seine Ausbilder vorgekaut hatten, und schien nicht einmal den Unterschied zwischen >irisch< und >arisch< zu kennen. Es war ihm vermutlich auch nicht bewußt, daß er der Überbringer einer Botschaft war. Aber mir wurde klar, daß die Amerikaner unsere Erbreinheit fürchten und bewundern zugleich. Und da sie nie mehr so sein können wie wir, wollen sie unsere Blutlinie einfach ausrotten.« Erneut brauchte sie eine kurze Pause.

Azimi schaute die Frau voller Mitleid an, doch das war das letzte, was sie wollte. »Ich war zum Glück noch nicht bewußtlos, als Ihre Gorger ins Zimmer stürzten und die fünf Bastarde, die damit geprahlt hatten, wie sie mir noch mehr Gewalt antun wollten, in Stücke rissen. Es gab mir Kraft, das mit anzusehen. Kraft für das, was ich nun tun muß.« Sie hustete, spuckte einen kleinen Tropfen Blut aus und fuhr dann fort: »Sollten diese Gossengeschöpfe tatsächlich Erfolg gehabt und mich geschwängert haben, brauche ich um jeden Preis eine Abtreibung, Oberst.« Sie richtete sich in Sefas Armen auf und griff fast flehend nach Alis Hand. »Ich brauche Ihre schriftliche

Bestätigung für das, was mir und den anderen Frauen hier angetan wurde!

Keine von uns wird einen Bastard dieser Bande austragen! Eher bringen wir uns um!«

Ali versicherte ihr mit seinem Offiziersehrenwort, daß er sich persönlich um die notwendigen Genehmigungen für die Abtreibungen kümmern würde, sollte es auch nur die allergeringsten Probleme geben. Davon ging er allerdings nicht aus.

Zwar waren Abtreibungen im Reich Thule nicht nur strengstens verboten, sondern wurden ebenso schwer bestraft wie Mord. Für den Fall allerdings, daß eine Frau von einem nicht für Thule qualifizierten Mann vergewaltigt wurde, waren die Vorschriften eindeutig. Hätte sie mit einem solchen Mann einvernehmlich ein Kind gezeugt, wäre sie für alle Zeiten des Reiches verwiesen worden, denn das Kind wäre nicht immun gegen ein Implantat der AIn und somit eine Gefahr für alle gewesen. In einem Fall wie diesem allerdings hatte sie einen Rechtsanspruch auf Abtreibung.

Sollte irgendein Aktenschieber in Neu-Berlin auf die dumme Idee kommen, den Frauen von Meimersdorf Steine in den Weg zu legen, würde Oberst Azimi ihn persönlich aufsuchen, das stand für ihn felsenfest.

Zum Glück würde das nicht nötig werden.

Die elektrisch angetriebenen Krankenwagen kamen erst länger als eine Stunde nach ihrer Anforderung in Meimersdorf an. Die künstlichen Sonnen leuchteten inzwischen wieder.

Ali Azimi hatte mit seinen Gorgern hier ausgeharrt, bis die Opfer versorgt waren. Daß es solange dauern würde, hatte er gewußt, denn die heimtückischen Angreifer hatten ihr Ziel mit großem Bedacht ausgesucht: Meimersdorf lag nicht nur am äußersten Rand der gigantischen Höhlenwelt Thule, sondern auch noch in einem weitgehend naturbelassenen Bereich mit äußerst schlechter Anbindung an das Verkehrsnetz.

Trotzdem hatte der Ritterkreuzträger seine Truppe nicht aus dem Dorf gelassen, denn er wollte den wenigen Überlebenden keineswegs das Gefühl vermitteln, daß sie im Stich gelassen würden. Er hatte auch mit Nachdruck dafür gesorgt, daß der verletzte Bubu einen Platz in einem der Krankenwagen bekam.

Nun aber versammelte er seine Gorger und rückte mit ihnen in tiefer Staffelung gegen den Notausstiegstunnel hinter dem Dorf vor. Jeder seiner Krieger trug mittlerweile mindestens ein amerikanisches Gewehr.

Azimi rechnete jederzeit mit einem erneuten Vorstoß amerikanischer

Truppen durch den Tunnel, und so hielt er seine Gorger zu äußerster Vorsicht an.

Es war Leutnant Scheer, der die drei Gestalten vor dem Tunneleingang als erster erblickte. Sie hatten die aus ihren Angeln geschweißte Panzertür neben der Öffnung an die senkrecht aufragende Felswand gelehnt, um eine provisorische Deckung zu haben.

Der Oberst ließ sich das Scharfschützengewehr bringen, mit dem Bubu niedergestreckt worden war. Er blickte durch das Zielfernrohr und sah drei Gestalten in Uniformen der US Army, die an der provisorischen Deckung vorbeilugten und ab und zu ihre Ml 6 abfeuerten.

Auf diese Entfernung konnten die Sturmgewehre den Offizieren nicht gefährlich werden und den Gorgern schon gar nicht. Mit dem Scharfschützengewehr allerdings sah die Sache ganz anders aus.

Azimi prüfte das Kastenmagazin, in dem noch fünf Patronen steckten - mehr als genug für die drei Gestalten. Er legte sich auf das abgemähte Feld und klappte das Zweibeinstativ der Waffe nach unten.

Der Oberst war ein hervorragender Schütze mit einer sehr ruhigen Hand. Er nahm einen der Krausköpfe, die an der Panzertür vorbeilugten, ins Fadenkreuz und betätigte den Abzug.

Der Krauskopf verwandelte sich schlagartig in eine Wolke aus Rot. Durch das Zielfernrohr sah Ali, wie die beiden übriggebliebenen Gestalten ihre Waffen fallenließen und die Arme hoben. Unsicher traten sie hinter der Deckung hervor, bereit, sich zu ergeben.

Doch der Oberst war keinesfalls dazu bereit, den Befehl, den er Leutnant Scheer zu Anfang der Aktion über Funk erteilt hatte, zurückzunehmen. »Schnappt sie euch!« rief er den Gorgern zu.

Die rannten unverzüglich los, in einem Tempo, das kein Mensch hätte mithalten können. Keiner von ihnen gab einen Schuß ab. Das, was sie in Meimersdorf hatten erleben müssen, hatte den übermächtigen Wunsch in ihnen geweckt, diese Sache in Handarbeit zu beenden.

Sefa lief ganz vorne und hatte den Tunnel fast schon erreicht, als die beiden Uniformierten hineinrannten. Er hörte ein merkwürdiges Sausen, das er nicht einordnen konnte, und plötzlich zwei Schreie, die sich zu einem vermischten und dann abrupt verstarben.

Der Gorger mit der Nummer 233 war Truppführer und genoß hohes Ansehen unter seinen Artgenossen. Als er die rechte Pranke zum Zeichen des Anhaltens hob, lief keiner der anderen an ihm vorbei. Gorger konnten sich

durchaus disziplinierter verhalten als Menschen, wenn es darauf ankam.

»Warten!« befahl er.

Endlich waren auch Azimi und Scheer heran. Sefa deutete auf die Tunnelöffnung, die scheinbar harmlos aus der Wand lugte: »Gefahr!«

Der Oberst nickte.

Auch er hörte das merkwürdige Sausen, und er spürte den starken Luftzug, der in den Tunnel strömte.

Er trat so nahe vor die Öffnung in der Wand, daß der Sturm schon an seiner Kleidung sog. Aber nun konnte er endlich von vorne in den ansteigenden Gang blicken, dessen Beleuchtung noch immer funktionierte.

Er sah die endlose Reihe der Gasbehälter, die sich hinten und oben im Dunst verlor.

Er sah das mächtige Gebläse, das die Luft aus Thule ansaugte und durch den Gang nach oben blies.

Er sah die angegurteten Leichen, die unmittelbar jenseits des Gebläses in ihren Sicherungsgeschirren hingen, ebenso wie die beiden Leichen viel weiter hinten im Tunnel, die es offenbar nicht mehr geschafft hatten, sich zu sichern.

Und er sah die rotglitzernde frische Spur, die sich über die Toten vorne hinter dem Gebläse bis weit in den Gang hinein erstreckte: Offenbar waren die beiden letzten Überlebenden des Terrorkommandos von den Propellern angesaugt und in winzigste Teilchen zerlegt worden.

Auch diese Kerle würden keinen Braten mehr in irgendeine Röhre schieben.

Als er erneut durch die Zieloptik des Barrett-Gewehrs blickte, konnte er trotz des Flimmerns der schnell rotierenden Ventilatorblätter die Aufschrift »VX-UVr« auf den Gasbehältern zweifelsfrei identifizieren. Und er erkannte auch auf den ersten Blick das Ringventil jenseits des Gebläses und seine Funktion.

Azimi trieb die Gorger zurück und ließ sich von Scheer eine Verbindung ins OKT herstellen. Hier war ein Schuß gründlich nach hinten losgegangen, soviel stand fest. Und der Oberst wollte es auf keinen Fall riskieren, das Gebläse selbst abzuschalten.

Das hier war ein Fall für die Spezialisten.

---

5. *»Dulce et decorum est pro patria morí«*

(Horaz)

Einige Zeit zuvor

Krimhild Unger landete die FA 483 mit schlafwandlerischer Sicherheit vor der letzten Magnetbahnstation zwischen Neu-Berlin und dem Fliegerhorst Bärenhöhle. Es war zwar noch immer dunkel, aber das behinderte die Pilotin in keiner Weise.

Wittmann und Lohberger, der sich inzwischen wieder gefaßt hatte, stürmten aus der Maschine, durchquerten das kleine Bahnhofsgebäude und sprangen in den vordersten Wagen des Magnetbahnzuges, der hier auf sie wartete - Magnus hatte die Bereitstellung des Zuges über Funk noch während des Fluges angeordnet.

Die Tür zur Kabine des Lokführers stand offen. »Los!« brüllte der Hauptmann, kaum daß er seinen Fuß in den Zug gesetzt hatte. Zischend schlossen sich die Einstiegstüren, und die Magnetbahn setzte sich ruckfrei in Bewegung.

Die Bärenhöhle, der größte Fliegerhorst im Reich Thule, war auf dem normalen Weg noch immer zu erreichen. Den Verrätern, die den Amerikanern die Invasion in der Antarktis erst ermöglicht hatten, war es allerdings gelungen, sämtliche Flugtore massivst zu blockieren.

So konnte die beste Luftwaffe der Welt nichts gegen die Invasion an ihrer Küste unternehmen, und man war nicht einmal in der Lage, Maschinen in die Höhlenwelt auszuschleusen, sollte es den Yankees gelingen, mit ihren Truppen bis ins Herz von Thule vorzustoßen.

Die Flugtore *mußten* geöffnet werden, um jeden Preis - das Schicksal des Reiches hing davon ab.

Als die Magnetbahn die Endstation in der Bärenhöhle erreichte, wartete schon ein Elektrobus samt Fahrer auf Wittmann und seinen Begleiter. Ein entsprechender Befehl vom OKT hatte dafür gesorgt, daß der Hauptmann jegliche Befugnis hatte, die er für angemessen hielt.

Magnus ließ sich zuerst ins Kontrollzentrum des Fliegerhorstes bringen und setzte sich von hier aus mit der FuMO-Zentrale in der Geßner-Spitze in Verbindung, um sich einen Überblick über die Lage zu verschaffen.

Der entsprechend instruierte Lohberger hielt sich unauffällig im Hintergrund und behielt vor allem diejenigen Soldaten im Auge, denen Wittmann den Rücken zukehrte. Vor kaum mehr als drei Stunden hatte ein Trupp verräterischer Feldjäger versucht, den Hauptmann auf dem Flugfeld unten vor dem Turm zu erschießen. Auch wenn man mittlerweile so gut wie alle Verräter festgesetzt hatte, konnte man sich nicht sicher sein, daß nicht doch noch jemand versuchen würde, einen der wichtigsten Offiziere, die dem

Thulemarschall treu verbunden waren, zu ermorden.

Und in seiner zivilen Freizeitkleidung, die er seit dem Ausflug nach Thule-Nord noch nicht hatte wechseln können, war Wittmann innerhalb all der Schwarzuniformierten leicht zu erkennen.

Der diensthabende Offizier der Funkmeßortung erklärte ihm, daß man nach dem Hochfahren der Anlage zuerst an einen neuerlichen Fehler oder weitere Sabotage geglaubt hatte, als man den Strom der Hubschrauber und Senkrechtstarter überwachte, die vom amerikanischen Brückenkopf zum Ausgang des Tunnels bei Meimersdorf und zurück flogen.

Doch mittlerweile stand fest, daß die Anlage wieder fehlerfrei ihren Dienst verrichtete.

Vor dem Tunnel waren tatsächlich mittlerweile mehr als 30 Hubschrauber und »Osprey«-Senkrechtstarter ins ewige Eis des antarktischen Plateaus abgestürzt. Und minütlich kamen neue hinzu. »Es ist beinahe, als würde sich dort eine Art Todeswolke ausbreiten, die jedes Flugzeug vom Himmel holt, das in sie eindringt. Und die Front des Verderbens dringt immer weiter vor, findet immer neue Opfer... jetzt drehen die Amis endlich ab! Sie haben gemerkt, daß da etwas nicht stimmt.« Der Diensthabende klang verwirrt. Er wußte nicht, mit was für einem Phänomen er bzw. die Amerikaner dort draußen konfrontiert waren.

Magnus Wittmann dachte praktischer: »Könnte diese Front oder was immer das auch ist unserer Verteidigungslinie gefährlich werden?«

»Nein, sie ist mehrere hundert Kilometer davon entfernt - und läuft auch nicht darauf zu, wenn ich die Absturzserie als Markierung nehme.«

»Gut. Was immer auch das für ein Phänomen ist, nehmen wir es erst einmal hin, solange es uns hilft. Ohne Nachschub durch die Hubschrauber dürfte der Versuch der Amis, uns in den Rücken zu fallen, leichter aufzuhalten sein.« Der Hauptmann ahnte noch nicht, daß dieser Versuch nicht nur völlig in sich zusammengebrochen war, sondern sich durch das selbstlose Opfer von Oberstleutnant Brewer, dem man später in Neu-Berlin und anderen Städten des Reiches Denkmäler setzen würde, völlig ins Gegenteil verkehrt hatte.

»Wie sieht es an der Abwehrfront aus?« wollte Magnus wissen.

»Schlecht, Herr Hauptmann. Die Kameraden dort sind ununterbrochenen Luftangriffen ausgesetzt, die von uns nach vorne geschickten Flakpanzer können nur wenig Entlastung bringen, müssen sich vor allem ihrer eigenen Haut erwehren.«

»Und die vierte Panzerdivision?«

»Wir versuchen nach wie vor, Kontakt herzustellen, doch bisher vergeblich. Leider fürchte ich, daß dafür nicht nur die Funkstörungen draußen verantwortlich sind. Ab und zu bekomme ich ein etwas klareres Bild, und dann sehe ich feindliche Flugzeuge weit vor unserer Abwehrfront kreisen. Ich fürchte, daß sie Jagd auf die Reste der Vierten machen, Herr Hauptmann!«

Mit einem stummen Fluch auf den Lippen unterbrach Wittmann die Verbindung.

Generalmajor Peltz. der Kommandant der Bärenhöhle und der dort stationierten Luftflotte I, hatte von der Ankunft des Hauptmanns erfahren und betrat den Raum. Magnus salutierte flüchtig, was irgendwie witzig wirkte, da er noch immer keine Uniform trug. »Wie steht es um die Panzertore?« fragte er statt einer Begrüßung.

Peltz, ein jugendlich wirkender, fast schmächtiger Mann mit hoher Stirn, dunkelbraunem, streng nach hinten gekämmtem Haar mit großen Geheimratsecken und buschigen Brauen über nachdenklichen, fast etwas zu groß geratenen Augen, verzog verzweifelt das Gesicht. »Ich komme gerade aus der Torantriebshalle«, erklärte er. »Die Verräter von den dritten Feldjägern haben wirklich ganze Arbeit geleistet. Die haben gewartet, bis sich die Tore nach Ihrer Landung mit der Flugscheibe hinter Ihnen wieder vollständig geschlossen hatten und haben dann die Antriebshydraulik mit einer massiven Thermitladung zusammengeschmolzen. In der Torantriebshalle ist es so heiß, daß man sie momentan nur mit Schutzanzügen betreten kann, und auch das nur für wenige Minuten. Es wird Wochen dauern, bis wir die Antriebshydraulik ersetzen und die Tore wieder bewegen können.«

»Aber wir brauchen die Luftwaffe jetzt!« Wittmann schlug mit der geballten Faust gegen die Wand des Büros. Irgendwie mußte er seiner Verzweiflung Luft verschaffen. »Gibt es denn gar keine Alternativmöglichkeit?«

»Wir hatten schon daran gedacht, massive Bügel an die Tore zu schweißen und Schlepper daranzuketten, die sie dann aufziehen. Aber mein technischer Offizier hat die Sache nur kurz durchrechnen müssen, um festzustellen, daß das nicht geht. Die Panzerlore sind so groß, dick und schwer, daß die Bügel einfach abreißen würden, egal wie gut wir schweißen!«

Plötzlich sah Wittmann so aus, als habe er eine Idee. »Wenn es uns

gelänge, die Tore ein Stück weit aufzuschieben, bis ein Spalt entsteht, in den die Schlepper hineinfahren könnten... wären die dann kräftig genug, sie vollständig zu öffnen, Herr Generalmajor?«

Peltz sah den Mann, der nicht sehr viel jünger war als er selbst, mit einem gewissen Unverständnis an. »Ja, das würde gehen, weil wir dann an den Toren selbst ansetzen könnten. Aber wie wollen Sie einen solchen Spalt erschaffen? Wir haben weder ein Brecheisen, das groß genug für diese Aufgabe wäre, noch einen festen Punkt, an dem wir es ansetzen könnten!«

Doch Wittmann achtete nicht länger auf den hohen Offizier und rannte aus dem Raum, bedeutete Lohberger mit einem Winken, ihm zu folgen.

Draußen auf dem Flugfeld stand noch immer die mehr als 40 Meter durchmessende Flugscheibe vom Typ Haunebu VII, mit der Wittmann vor wenigen Stunden zum Nordpol und zurück geflogen war. Diese unfaßbar schnellen, weltraumtauglichen Fluggeräte mit ihrem revolutionären Magnetfeldantrieb waren der ganze Stolz der Thule-Truppen und allem anderen, was sonst noch so auf der Erde flog, um Generationen voraus.

Während diese beeindruckenden Maschinen für Magnus mittlerweile fast schon zum Dienstalltag gehörten, sah Lohberger zum erstenmal eine der berühmten Reichsflugscheiben aus der Nähe.

Fast zögerte er, Wittmann zu folgen, als der die ausgefahrene Rampe hinauflief und die großartige Maschine betrat, doch dann kam seine natürliche Frechheit wieder in ihm durch, und er folgte dem Hauptmann. Niemand hielt ihn auf.

Oberst von Klenk, der Kommandant der Flugscheibe 124, hatte Magnus von der Steuerkuppel aus über das Flugfeld rennen sehen und kam ihm deshalb entgegen. Lohberger wunderte sich heimlich, mit welchem Respekt höherrangige Offiziere den blonden Hauptmann behandelten.

Zwar hatte auch er schon von den herausragenden Leistungen gehört, die Wittmann in kürzester Zeit vollbracht hatte, doch am Eiswall, einer Art Abschiebegleis für Soldaten und Offiziere, denen man keine großartige Karriere mehr zutraute, war der Dienstalltag von strenger Einhaltung der Hierarchie geprägt gewesen - Leutnant Farres mal außen vor gelassen.

Hier im Herzen Thules und der Thule-Truppen tat sich eine völlig andere Welt für Lohberger auf.

Oberst von Klenk war ein drahtiger Mann, etwa einen halben Kopf kleiner als Magnus. Das markanteste Detail in seinem Gesicht war neben der Nase, die so kühn geschwungen war wie der Schnabel eines Adlers, die große

Narbe, sie seine linke Wange waagerecht durchteilte. Obwohl die Thuleführung das nicht gerne sah, hatten die schlagenden Studentenverbindungen eine Renaissance im Reich erlebt, vor allem an der Truppenhochschule von Neu-Berlin.

Auch von Klenk gehörte einer solchen Verbindung an - heute als alter Herr - und war darauf genauso stolz wie auf seine Abstammung von altem preußischen Adel. Vermutlich hatte er sich genau aus diesem Grund für ein Monokel entschieden, als die Sehkraft seiner Augen nachzulassen begann.

Er richtete den Blick des Monokels auf Lohberger, und der fühlte sich plötzlich wie das sprichwörtliche Kaninchen im Blick der Schlange.

Allerdings schien von Klenk zufrieden zu sein mit dem, was er sah, denn schon widmete er Wittmann wieder seine ungeteilte Aufmerksamkeit: »Was führt Sie so rasch wieder zu mir, Herr Hauptmann?«

»Der Magnetfeldantrieb ihrer Flugscheibe! Ich bin kein Techniker, aber so wie ich das verstanden habe, ist er sehr stark, richtig?«

»Richtig! Da das irdische Magnetfeld sehr schwach ist. können sie sich vorstellen, daß man wirklich enorme Kräfte erzeugen muß, will man eine Reaktion erreichen!«

»Können Sie die Magnetkraft ihres Antriebs nach Belieben steuern... und vor allem fokussieren?« In Wittmanns Augen leuchtete jetzt ein kleiner Funke Hoffnung.

»Selbstverständlich können wir die Kraft nach Belieben steuern, sonst wäre uns ja gar keine Navigation möglich!« Von Klenk war noch immer nicht ganz klar, worauf Magnus hinauswollte.

»Das Tor, das die Startbahn verschließt, ist aus massivem Panzerstahl. Es fährt zu beiden Seiten in den Berg hinein, so daß jeder Flügel etwa 200 Meter lang ist.« Wittmann sah, wie in von Klenks Augen langsam das Begreifen dämmerte. »Können Sie die Triebwerkskraft Ihre Haunebu so steuern, daß sie einen der Torflügel zurückschiebt? Es genügt, wenn Sie ihn um ein paar Meter bewegen, gerade genug, damit wir Raupenschlepper in die Lücke schicken können. Die erledigen dann den Rest.«

Lohberger, der die Szene nur als stummer Beobachter verfolgte, sah, wie von Klenk kreidebleich wurde. Er vermutete, daß sich der Oberst einen Narren schalt, weil er nicht selbst auf diese geniale Idee gekommen war. Doch Lohberger lag falsch.

Der Kommandant der Flugscheibe hatte erkannt, daß dieser Einsatz die vielleicht einzige Möglichkeit war, das Reich Thule noch zu retten. Aber er

wußte auch besser als jeder andere im Reich um die damit verbundenen Risiken.

Vor allem aber war er sich seiner soldatischen Pflicht bewußt.

Oberst von Klenk zog die elegante Zigarettenspitze, die er stets mit sich führte, aus der Tasche seiner tadellos gebügelten Uniformjacke, setzte eine Zigarette - natürlich eine filterlose Kyriazi (und zwar die echte aus Kairo) - ein und zündete sie an. Tief inhalierte er den aromatisch-kräftigen Rauch, dessen Genuß sauertöpfische Bürokraten mittlerweile in ganz Europa verboten halten.

Aber wozu? Konnte man es sich wirklich zur Lebensaufgabe machen, seinen Mitmenschen Spaß und Genuß zu verbieten? Von Klenk jedenfalls würde nicht an den Folgen des Rauchens sterben, das wußte er.

»Sie haben da eine wirklich hervorragende Idee. Wittmann«, sagte er nach zwei tiefen Zügen. »Aber die Sache ist nicht ganz ungefährlich. Denn normalerweise rasen wir einfach davon, wenn ich Leistung auf den MRR-Antrieb gebe. Um den nötigen Druck auf das Panzertor auszuüben, muß ich die Flugscheibe an einem festen Punkt verankern.«

»Klingt gut. Wo sehen Sie das Problem?«

»In der Leichtbaukonstruktion der Hülle. Die I 24 könnte schwere Schäden davontragen.«

»Das müssen wir riskieren. Es ist immer noch besser, eine Haunebu VII zu verschrotten, als das Reich in die Hände eines böswilligen Feindes fallen zu lassen.«

Von Klenk nickte bedächtig. »Da haben Sie natürlich recht. Ich werde sehen, was ich tun kann.« Er drehte sich um und ging zurück Richtung Steuerkuppel.

Wittmann und Lohberger folgten ihm wie selbstverständlich.

Als er das bemerkte, blieb der Oberst stehen, drehte sich zu den beiden Männer und um fragte: »Wo wollen Sie hin?«

»Wir kommen natürlich mit«, erklärte Magnus, und Erstaunen schwang in seiner Stimme mit. »Dieses Schauspiel will ich mir nicht entgehen lassen!«

Von Klenk schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall«, sagte er mit Nachdruck in der Stimme. »Das Manöver ist höchst kompliziert! Dabei kann ich niemanden an Bord gebrauchen, der für dieses Gerät nicht ausgebildet ist.« Wittmann wollte etwas sagen, doch ungewohnt grob fiel ihm von Klenk ins Wort: »Wir werden nicht starten, bevor Sie von Bord sind. Ich habe Ihnen doch erklärt, wie gefährlich dieses Manöver ist!«

Wie groß der Oberst die Gefahr tatsächlich einschätzte, zeigte sich kurze Zeit nachdem der Hauptmann und sein Begleiter die Flugscheibe verlassen hatten: Die 14 Soldaten, die neben dem Kommandanten zur Stammbesatzung der Haunebu VII gehörten, gingen von Bord. Kaum hatten sie die Rampe verlassen, wurde diese eingefahren, und ein lautes Sirren verkündete, daß Oberst von Klenk den MRR-Antrieb eingeschaltet halte.

Die Flugscheibe hob sich etwa fünf Meter vom Boden und schwebte dann langsam Richtung Starthöhle.

Auf einmal spürte Magnus Wittmann, wie sich sein Magen zusammenkrampfte. Er sprach einen Leutnant der Flugscheibenbesatzung an: »Wieso verlassen Sie die Maschine?«

Der junge Offizier schnitt eine sorgenvolle Miene. »Ich fürchte, der Oberst plant irgendeine Tollkühnheit. Er hat uns befohlen, von Bord zu gehen. Als einige von uns protestierten, drohte er mit dem Kriegsgericht! Wir hatten keine andere Wahl...«

»Verdammt!« Magnus ahnte, was der Grund für von Klenks Verhalten war. »Ich habe den Mann in den Tod geschickt!«

Der Leutnant sah ihn verständnislos an. »Wieso denn...?«

Magnus antwortete mit einer Gegenfrage: »Ist ein Mann allein überhaupt in der Lage, eine Haunebu zu steuern?«

Der Leutnant nickte. »Die Steuerung selbst ist nicht das Problem. Es sind die zahlreichen Zusatzsysteme, die immer wieder nachgeregelt und kontrolliert werden müssen. Aber wenn man nicht länger als eine Stunde unterwegs ist...«

Wittmann hörte dem Leutnant nicht länger zu, machte auf dem Absatz kehrt und lief zum Kontrollturm zurück. Lohberger folgte ihm wortlos.

Mit wenigen Worten informierte Wittmann Generalmajor Peltz über die geplante Aktion.

Der ließ die Bilder der Überwachungskameras im Starttunnel und an den Panzertoren auf den Hauptbildschirm schalten und gab gleichzeitig der Flughafenfeuerwehr Einsatzbefehl für eine Rettungsaktion.

Während die rotlackierten Fahrzeuge losbrummten (hier kamen selbstverständlich Verbrennungsmotoren zum Einsatz, da im Start- und Landetunnel keine Induktionsschleifen verlegt waren), hatte Flugscheibe I 24 das zweiflügelige Panzertor schon erreicht.

Der Bildschirm zeigte, wie von Klenk die große Maschine hochkant stellte - angesichts einer lichten Höhe von 100 Meter im gesamten Tunnel kein

Problem.

Dann lenkte er sie unmittelbar vor dem Tor an die Felswand, so daß die fünf Landepolster an ihrer Unterseite deutlich belastet wurden. Wie immer flog von Klenk äußerst exakt - die Flugscheibe klebte genau auf halber Höhe an dem nackten Gestein, aus dem der Tunnel einst herausgeschnitten worden war.

Magnus Wittmann ging davon aus, daß von Klenk die Kraft des Antriebs auf die rund 200 Meter von ihm entfernte gegenüberliegende Hälfte des Panzertores konzentrierte, um sie wegzuschieben. Doch zu sehen war nichts.

Offenbar erhöhte der Offizier den Krafteinsatz langsam und vorsichtig, denn die Landepolster an der Unterseite der Flugscheibe wurden nun sichtbar zusammengepreßt, bald sogar stärker, als es selbst eine vollbeladene Haunebu jemals vermocht hätte.

Doch nichts geschah.

Dann aber begann die entfernte Hälfte des Panzertores fast unmerklich zu vibrieren. Aber weiter geschah nichts.

Doch. Denn jetzt platzten die halbkugelförmigen Landepolster unter der Maschine, das elastische, stoßdämpfende Gel, mit dem sie gefüllt waren, spritzte nach allen Seiten weg und rann in dickflüssigen, klaren Tropfen wie Krötenschleim an der Wand herab.

»Nein!« brüllte Magnus, aber von Klenk konnte ihn natürlich nicht hören.

Weiter und weiter erhöhte er das Leistungspotential des MRR-Antriebs, gab mehr und mehr Energie auf die Magnetrotationsringe und fokussierte die von ihnen erzeugte Kraft exakt auf das jenseitige Panzertor. Endlich bildete sich ein Spalt in der Mitte des 100 Meter hohen Portals, aber er war kaum breiter als drei oder vier Zentimeter.

Die Flugscheibe I 24 hingegen zeigte nun erste Beulen in der 16 Meter hohen Außenhülle.

Noch einmal brüllte Magnus: »Nein!« Dann ging alles blitzschnell.

Anstatt die Leistung zu reduzieren und die schon überforderte Hülle seiner Flugscheibe zu schonen, gab von Klenk volle Kraft auf den Antrieb. Diese Energie hätte ausgereicht, um die riesige Maschine selbst in dichteren Schichten der Erdatmosphäre auf 12400 km/h zu beschleunigen.

Sie reichte auch aus, um das riesige Panzertor rumpelnd in Bewegung zu setzen.

Aber die Flugscheibe war dafür konstruiert, blitzschnell durch die Lüfte zu jagen oder noch schneller durch das Vakuum des Weltalls. Niemand hatte bei

Entwurf und Bau der Maschine an eine Situation gedacht, an der sie wie festgenagelt an einer unverrückbaren Wand kleben und mit ihrer filigranen Hülle die gesamte ungeheure Kraft ihres Antriebs aufnehmen mußte.

Die Magnetrotationsringe schlugen an die Wandungen ihrer Aufnahmeschächte und zerstörten sie. Ihr Drehmoment war so hoch, ihre Bewegung so rasend schnell, daß sie trotz durchbrochener Abschirmung einfach weiterliefen - für ein paar verhängnisvolle Sekundenbruchteile zwar nur, doch die genügten, um die Katastrophe zu vollenden.

Die Magnetkraft ließ sich nicht mehr länger steuern, erfaßte nicht mehr das Panzertor, sondern durchdrang die Hülle der Haunebu VII. Die wurde zusammengedrückt wie ein umgedreht auf dem Tisch liegender Pappteiler, auf den ein großer Mann mit der flachen Hand schlug.

Die gerade noch 16 Meter hohe Flugscheibe war kaum noch höher als fünf.

»Der Reaktor!« rief Peltz voller Sorge, aber die Fahrzeuge der Flughafenfeuerwehr waren schon heran, und der Brandmeister meldete nach 120 bangen Sekunden über Funk, daß keinerlei radioaktive Strahlung angemessen wurde. Die Panzerung des Reaktors vom Typ Fafnir 3d halte gehalten.

Vom Dach der Kommandozentrale der I 24 konnte man das leider nicht sagen. Das war unter dem Druck des darauf montierten Waffenturms zusammengebrochen und hatte Oberst von Klenk erschlagen.

Für den tapferen Offizier kam jede Hilfe zu spät.

Allerdings war von Klenks Opfer nicht umsonst gewesen. Der letzte mächtige Schub an Magnetkraft hatte den Torflügel um fast zehn Meter bewegt, bevor es zur Katastrophe gekommen war.

Diese Lücke genügte für die rasch herbeigeführten Raupenschlepper, um erst den einen und dann den anderen Torflügel vollständig in den Berg hineinzuschieben.

Es würde zwar Wochen, wenn nicht gar Monate dauern, um den Torantrieb wieder zu reparieren, so daß man die vierhundert Meter breite und 100 Meter hohe Öffnung wieder verschließen konnte, aber bis dahin mußte die Luftwaffe eben verstärkt und rund um die Uhr Patrouillen zum Schutz des Eingangs fliegen.

Jetzt aber galt es zuallererst, den tapferen Verteidigern des Reiches den Himmel freizuräumen und die frechen Invasoren zurück ins Meer zu werfen.

Rotte um Rotte jagten Messerschmitt Me 1090 Libelle und Heinkel He 1098 in die von Polarlichtern bunt, beinahe festlich erleuchtete ewige Nacht.

Während die Messerschmitts reinrassige Jagdmaschinen waren, die in den Händen eines guten Piloten alles vom Himmel holen konnten, was sich ihnen in den Weg stellte (und die Piloten Thules waren die besten!), handelte es sich bei den Heinkels um ultraschnelle Jagdbomber, die bis zu elf Tonnen an Bewaffnung mitführen konnten.

Die Stunden amerikanischer Luftherrschaft über der Antarktis waren gezählt!

Generalmajor Peltz dachte an alles: rechts und links am Ausgang der Starthöhle fuhren Flakpanzer Südwind und Flapanzer Rheinbote auf.

Während die Südwinds dank einer Rotationskanone vom Typ Gustloff HF 21 samt vollautomatischer Steuerung durch ein FuMO Mosellicht IV in der Lage waren, selbst schnellste Raketen noch im Endanflug abzufangen, konnte ein Rheinbote bei Bedarf seine Luftabwehrraketen vom Typ Enzian E-9 starten, die gegen feindliche Raketen ebenso wirkungsvoll einzusetzen waren wie gegen angreifende Kampfflugzeuge.

Schlagartig änderte sich die Situation an der Abwehrfront. Die Landser Thules, die sich bisher in ihre Deckung hatten pressen müssen und die Köpfe vor den Luftangriffen der Amerikaner gezwungenermaßen eingezogen hatten, konnten endlich wieder die Initiative ergreifen.

Von den Ausgängen des Reiches her rollten nun endlich wieder deutsche Panzer über das Eis.

Und plötzlich kam Entlastung von unerwarteter Seite: Die überlebenden Panzer der Division »Heimatland« griffen in das Geschehen ein und nahmen die Aggressoren in die Zange.

Es stellte sich heraus, daß die Panzerdivision keinesfalls wie befürchtet vernichtet worden war. Als die Kommandanten die aussichtslose Lage erkannt hatten, in die sie von ihrem verräterischen Befehlshaber geschickt worden waren, hatten sie sich nicht wie befohlen im Eis eingegraben - was sie zu wehrlosen Opfern der amerikanischen Präzisionswaffen gemacht hätte -sondern waren mit ihren Panzern in Bewegung geblieben, was es den Feindpiloten schwergemacht hatte, die gutgeschützten Waffensysteme zu vernichten. Denn zumindest ein neuer Tiger XVI konnte sogar manchen Volltreffer kleinerer Kaliber unbeschadet wegstecken. Und Volltreffer waren bei beweglichen Zielen nun einmal deutlich schwerer zu landen.

Trotzdem hatte die 4. Pz.-Div. fast 50 Prozent ihrer Kampfstärke eingebüßt, darunter fast alle Panzer zur Luftabwehr.

In den nächsten Wochen würden viele Frauen in Thule weinen.

Seit das Licht in der Höhle wieder eingeschaltet war und seitdem Oberst von Klenks selbstloses Opfer dafür gesorgt halte, daß die Luftwaffe Thules wieder fliegen konnte, trafen praktisch nur noch Erfolgsmeldungen im Lagezentrum des OKT ein. Der Feind wurde an allen Fronten zurückgedrängt.

Die Soldaten, die den Eingang zum Komplex bewachten, standen plötzlich stramm, als ein älterer Zivilist Einlaß begehrte und verlangte, sofort zu Thulemarschall Bittrich gebracht zu werden.

Dem Wunsch wurde umgehend entsprochen, denn der unscheinbare hagere Mann mit den zu einer unmöglichen Frisur in die Stirn gekämmten dünnen grauen Haaren war das vielleicht größte lebende Genie der Welt, aufjeden Fall das größte Genie Thules: Professor Kurt Schulz, der Leiter des nach ihm benannten Instituts.

Es war allgemein bekannt, daß der Wissenschaftler zu jeder Tages- und Nachtzeit Zutritt zum Thulemarschall hatte, und daß er dieses Privileg wirklich nur dann nutzte, wenn die Sache tatsächlich dringend war.

Deshalb fand Bittrich auch sofort Zeit für Schulz, als er sah. wen man da zu ihm brachte.

»Was führt Sie denn ausgerechnet jetzt zu mir, Professor?« fragte der »Bärwolf« freundlich. Falls er genervt war, ließ er sich das nicht anmerken. »Sie ahnen sicher, daß wir momentan ziemlich beschäftigt sind.“

»Um die Invasionstruppen können sich auch ihre Kameraden kümmern, Marschall. Das bekommen die schon hin. Aber die Sache, die vorhin in Meimersdorf passiert ist, erfordert Ihre volle Aufmerksamkeit!«

»Wenn Sie das menschenverachtende Massaker an wehrlosen Zivilisten meinen... darüber bin ich schon informiert, Professor! Und glauben Sie mir, wir werden die Verantwortlichen nicht ungestraft davonkommen lassen. Aber ich habe momentan andere Prioritäten.«

»Genau wie ich.« Schulz gab sich vollkommen ungerührt. »Das Massaker war nämlich nichts als ein Ablenkungsmanöver. Haben Sie sich gewundert, weshalb sich die Verräter die Mühe gemacht haben, unsere Kunstsonnen auszuschalten? Ich mich auch«, kam er Bittrich zuvor, als er merkte, daß der Marschall etwas sagen wollte.

Und um ihn gar nicht erst zu Wort kommen zu lassen, fuhr er sogleich fort: »Diese Verbrecher wollten jedes einzelne Leben in Thule ausrotten, sogar das eigene Terrorkommando wollten sie opfern.«

Schulz berichtete von den Erkenntnissen, die seine nach Meimersdorf

entsandten Spezialisten gefunden hatten. Mit langen Sonden hatten sie Gasproben entnommen und analysiert.

»Wäre das Zeug nur eine halbe Stunde lang in unser Höhlenreich geblasen worden, hätte das schon ausgereicht, um alle hier drinnen mehr oder weniger kampfunfähig zu machen«, erklärte er. »Und wenn das Licht nicht wieder angegangen und das Gebläse weiter gearbeitet hätte, wären wir jetzt alle tot.«

Er führte weiter aus, daß dieses spezielle Kampfgas schon nach wenigen Minuten ungiftig wurde, wenn es mit UV-Licht in Kontakt kam, und daß man mittlerweile wußte, daß die Amerikaner das Licht nach 48 Stunden wieder hatten einschalten wollen. Auch von der kleinen Kapsel mit demselben Gas in dem falschen Relais im Zentralrechner der Klimasteuerung berichtete er.

»Der Einsatz von VX-Gas und sämtlicher Derivate ist seit der Chemiewaffenkonvention, die auch von den USA unterzeichnet wurde - und zwar 1992! - verboten. Wir werden alle diese Beweise der internationalen Kommission vorlegen, die das Massaker von Meimersdorf untersuchen wird.«

»Falls denn überhaupt eine kommt.« Da Schulz ihn nur fragend ansah, aber nichts sagte, fuhr Bittrich fort: »Das Internationale Rote Kreuz hat schon signalisieren lassen, daß man >Nazis wie uns< keinesfalls unterstützen könne. Daß wir weder Sozialisten sind noch Nationalisten, scheint in Genf niemanden zu interessieren. Es ist wirklich erschreckend, daß der Widerstand gegen den Nationalsozialismus immer größer wird, je länger der untergegangen ist. Daß unsere Vorfahren zu den ersten gehörten, die sich den Nazis entzogen, scheint diese selbsternannten Moralapostel nicht zu stören. Wir sind deutsch, wir tragen schwarze Uniformen und haben etwas gegen Linke und Außerirdische - nach der kranken Logik dieser Bolschewistenbande kann so jemand nur ein >Nazi< sein.« Bittrich schüttelte sich voller Abscheu und Ekel.

»Zum Glück gibt es selbst bei den Amerikanern noch anständige Menschen, die nicht so denken«, erklärte der Professor. »Einer von denen muß im letzten Moment das Gasgebläse umgepolt haben - wohl wissend, daß das auch sein eigener Tod wäre. Wir konnten seine Leiche aber noch nicht bergen, da wir das Gebläse vorsichtshalber weiterlaufen lassen, bis alle Gaskanister mit Sicherheit leer sind. Haben Sie in Erfahrung bringen können, was draußen an der Stelle passiert ist, an der das Gas aus dem Tunnel trat?«

»Die Amerikaner müssen massive Verluste erlitten haben«, sagte Bittrich. »Ihre Hubschrauber und Flugzeuge sind in der Gaswolke zuhauf abgestürzt.

Falls die geplant hatten, uns durch diesen Hintereingang zu überfallen, sind alle dafür aufgebotenen Männerjetzt tot. Wir haben hingegen großes Glück, daß der Wind die Wolke von der Hauptkampflinie fortweht Richtung Indischer Ozean.« Schulz wollte etwas sagen, doch Bittrich fiel ihm ins Wort: »Selbstverständlich werden wir die Wolke überwachen und Warnungen herausgeben, bis sie sonnige Gefilde erreicht, oder bis über der Antarktis die Sonne wieder scheint. Zufrieden, Professor?«

Schulz nickte nur stumm und verließ das Lagezentrum.

---

6. »Jeder Tag ist ein neuer Anfang.«

(Thomas Stearns Eliot)

Die folgende Nacht würde als »der Dauertag« in die Geschichte des Reiches Thule eingehen. Denn während draußen auf dem Eis in der ewigen Polarnacht gekämpft wurde und die Thule-Truppen die zahlenmäßig immer noch überlegenen Amerikaner jetzt mit steigendem Tempo zurückdrängten, wurde es in der Höhlenwelt nicht dunkel.

Rundfunk und Fernsehen berichteten ausführlich über die Ereignisse von Meimersdorf. Die Thuleführung hatte erstmals seit der Installation der Kunstsonnen beschlossen, diese in der kommenden Nacht nicht auszuschalten, um etwaig doch noch in die Höhlenwelt einsickerndes Gas so vom UV-Gehalt des künstlichen Tageslichts neutralisieren zu lassen.

Nachdem sie offen und umfassend über die Geschehnisse informiert worden waren, schliefen die meisten Einwohner Thules in dieser Nacht, die keine war, besser, als wenn es draußen dunkel geworden wäre.

Gegen 22 Uhr Thulezeit startete Reichsflugscheibe I 21 aus der hellerleuchteten Bärenhöhle in die Polarnacht. Außer der Stammbesatzung waren nur Magnus Wittmann und Mike »Draufgänger« McBain an Bord. Letzterer hatte sich natürlich sofort zum Dienst gemeldet, als er von dem Ausbruch der Kampfhandlungen erfahren hatte.

Magnus hingegen hatte nicht nur endlich Gelegenheit gefunden, seine Zivilkleidung gegen die schwarze Uniform mit dem blitzenden Gotenadler am Kragenspiegel zu tauschen, er hatte auch dafür gesorgt, daß Stabsfeldwebel Lohberger seiner Sondereinheit zugewiesen worden war.

Es hatte schon seine Vorteile, wenn man beim Thulemarschall ein- und ausging.

Der Nachteil an der Sache war, daß »Bärwolf« Bittrich zu den Männern gehörte, die ihren Mitarbeitern nicht weniger abverlangten als sich selbst.

Und so war Wittmann einmal mehr in persönlicher Mission für den Marschall unterwegs. In einer Aktentasche führte er einen handgeschriebenen und gesiegelten Befehl seines obersten Vorgesetzten mit sich.

Im Prinzip spielte er hier nichts anderes als den reitenden Boten, denn Funkverbindungen über größere Strecken außerhalb der Höhlenwelt waren immer noch gestört, ebenso wie weiterreichende FuMO-Aufklärung. Eigentlich hätte jeder kleine Leutnant den Auftrag ausführen können, der Magnus jetzt um seine Nachtruhe brachte, aber er verstand, daß Bittrich angesichts des Ausmaßes an Verrat, mit dem er konfrontiert worden war, mit Mißtrauen reagierte.

Die Tatsache, daß er als persönlicher Kurier des Marschalls unterwegs war, zeigte Magnus, wie sehr der Bärwolf ihm vertraute.

In den wenigen Stunden nach der Wiedereinschaltung des Lichts und von Klenks Heldentod hatten die Geheimen Feldjäger alles in ihrer Macht stehende unternommen, um die Hintergründe des Putschversuchs aufzuklären. In der Kaserne des dritten Feldjägerregiments, das bei den Ereignissen eine besonders unrühmliche Rolle gespielt hatte, waren sie massiv fündig geworden. So hatten sie etwa Kopien der gefälschten Einsatzbefehle gefunden, die vor Ausbruch der Funkstörungen an die Einheiten der Flotte hinausgegangen waren. Die Aufrührer hatten es tatsächlich geschafft, alle kampfstarken Verbände über die Weltmeere auf der Nordhalbkugel zu verteilen. Sämtliche Befehle waren mit den persönlichen Kodes des Thulemarschalls unterzeichnet. Das war eigentlich unmöglich, ungeheuerlich, einzigartig - aber da man inzwischen wußte, daß sogar zwei Feldmarschälle zu den Verrätern gehört haben, wunderte sich niemand mehr über diese Tatsache.

Ein Feldmarschall war ein Offizier, dem jeder Soldat bedingungslos vertrauen konnte - so hatte man bisher zumindest geglaubt. Solch ein Mann ging aus und ein im OKT, wie es ihm beliebte.

Und solch ein Mann wurde nicht von den Geheimen Feldjägern überwacht. So etwas mochte notwendig sein in den durch und durch korrupten Staaten der Nordhalbkugel - aber doch nicht im Reich Thule!

So hatte man gedacht. Aber mit ihrem Jungbrunnenserum hatten die Verräter an der Menschheit endlich ein Instrument gefunden, mit dem sie auch bisher tadellose Offiziere Thules korrumpieren konnten.

Magnus schwor sich innerlich, sich eher eine Kugel durch den Kopf zu jagen als zum Verräter an den Menschen zu werden, die ihm vertrauten.

Auf Magnus Anweisung hin war die Flugscheibe I 21 in Richtung Nordpazifik unterwegs. Die Maschine war ebenfalls eine aus der neuen Baureihe Haunebu VII und baugleich mit der zerstörten I 24.

Der Kommandant holte das Maximum aus dem Triebwerk heraus, und so dauerte es nur rund 100 Minuten, bis das Zielgebiet erreicht war. Hier irgendwo mußte entsprechend den gefälschten Befehlen die Kampfgruppe des Gigantflugzeugträgers »Hindenburg« kreuzen.

Wie vorher abgesprochen, setzte der Funker der Flugscheibe einen Ruf mit Bittrichs persönlichem Kode ab. Er schaltete alle verfügbare Energie auf die Funkanlage und konnte sich doch nicht sicher sein, daß der Spruch über eine größere Entfernung als wenige hundert Kilometer zu hören war. Die von den Amerikanern verursachten Funkstörungen wirkten noch immer massiv und weltweit.

Kaum war der Funkruf raus, stieg die Spannung in der Zentrale an wie der Druck in einem Dampfkessel unter Feuer. Denn angesichts der hohen Leistung, mit der dieser Ruf abgestrahlt worden war, hätte man auch ein Feuerwerk veranstalten können unter dem Motto; »Hallo, hier sind wir!«

Es vergingen nur einige Minuten, bis der Obergefreite an der FuMO-Überwachung zwei feindliche Objekte hoch oben im Weltall über der I 21 meldete. Sofort ging die Flugscheibe auf wilden Zickzackkurs, denn schon wenige Sekunden später jagten dicht neben ihr die Blitze der mächtigen BüLi-Kanonen der AIn vom Himmel herab. Bei diesen Waffensystemen hatten die Schleimer aus den Tiefen des Weltalls noch immer einen gewissen Vorsprung vor den Deutschen, die die technischen Grundlagen dieser Waffensysteme seit Mitte der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts erforscht und noch während des Zweiten Weltkriegs erste funktionierende Systeme entwickelt hatten.

Glücklicherweise war es gelungen, diese Technologie wie vieles andere 1944/45 nach Neu-Schwabenland zu evakuieren und so dem Zugriff der alliierten Plünderkommandos zu entziehen.

Notgedrungen hatten die dann selbst an den Waffensystemen forschen müssen, die sie in ihrer typischen umständlich-großkotzigen Art »Light Amplification by Stimulaled Emission of Radiation« oder kurz, »Laser« nannten. Im Reich Thule sprach man treffender von »Bündellicht« oder kurz »BüLi«. Allgemein war man der Auffassung, daß Theodore Maiman, der 1960 den ersten funktionierenden Laser gebaut hatte, Hilfen und Hinweise von den AIn bekommen haben mußte.

Doch die außerirdischen Drahtzieher der sog. »westlichen Welt« achteten offenbar streng darauf, daß ihre Lakaien nicht allzu viel Wissen über Hochtechnologie erhielten, sondern gerade nur das, was die AIn als für den Kampf gegen die letzten freien Menschen notwendig erachteten. Deswegen war auch Spionage in dieser Richtung sinnlos.

Wenn das Reich auf dem Gebiet der BüLi-Waffen mit den AIn gleichziehen wollte, mußte man sich auf seine eigenen Ideen verlassen.

Die Flugscheibe tanzte zwischen den Kampfstrahlen der AIn umher, und der Pilot brachte sie möglichst tief nach unten. Denn je länger die Strecke durch die Atmosphäre war, die ein BüLi-Strahl laufen mußte, desto mehr verlor er an Kraft. Wirklich geeignet waren diese Waffen nur für den Einsatz im Weltall.

Ganz anders verhielt es sich mit den elektrisch betriebenen Schienenkanonen. Plötzlich jagten schwere Granaten vom Kaliber 60 Zentimeter an der Flugscheibe vorbei nach oben in den Himmel. Es handelte sich um speziell zur Abwehr von Aln-Flugscheiben entwickelte Splittergranaten mit kleiner Sprengladung, die nur dazu diente, das Geschoß im Zielgebiet in Tausende massive Einzelteile zu zerlegen, von denen jedes in der Lage war, die dünne Hülle einer Flugscheibe zu durchschlagen.

Mit ungeheurer Beschleunigung jagten die beiden Maschinen der AIn weg in die Tiefen des Alls, um aus dem Gefahrenbereich zu entkommen.

Die Schüsse mit den Schienenkanonen hatten natürlich auch den Standort des schweren Schlachtschiffes »Lützow« verraten, das bisher in voller elektronischer Tarnung durch den Nordpazifik gefahren war. Der Neubau der modernen K-Klasse, der dank massivster Panzerung und modernster Bewaffnung keine wirklichen Gegner auf den Weltmeeren hatte, gehörte zur Sicherungsgruppe des Flugzeugträgers »Hindenburg«.

Die Flugscheibe senkte sich fast bis auf Masthöhe der »Lützow« hinab, so daß man ungestört über Funk kommunizieren konnte - und das bei geringster Sendeleistung, so daß der Feind garantiert nicht mithören konnte.

Wenig später kannte der Kommandant von I 21 den Standort der »Hindenburg«, die bei Tageslicht wie fast immer bewegungslos unter der Tarnung ihres FKB-Schirms lag, der jedem zufälligen Beobachter nichts als eine Wasserfläche vortäuschte. Das mehr als vier Kilometer lange und 800 Meter breite Schiff erzeugte in Fahrt natürlich eine riesige Kielwasserspur, die jeden Tarnversuch von vornherein zum Scheitern verurteilt hätte. Deswegen wurde bei Tag möglichst darauf verzichtet, den Giganten zu

bewegen.

Mike McBain schaute fasziniert aus einem der Fenster der Zentrale, als die I 21 auf den »Berg aus Wasser« zuschwebte, als der die getarnte »Hindenburg« dem zufälligen Betrachter erschien. Das ringsum mit FKB-Folie überzogene Schiff zeigte lückenlos Bilder, die jeweils von in die Bordwand integrierten Kameras an der gegenüberliegenden Seite aufgenommen waren. Auf das ebenfalls FKB-überzogene Flugdeck wurde ein der jeweiligen Wetterlage angepaßtes Bild der Meeresoberfläche projiziert. Die für das System notwendige gigantische Rechenleistung besorgte ein Hochleistungsrechner vom Typ Zuse XII C.

Da die Reichsflugscheibe nicht über diese optische Tarnung verfügte (der notwendige Rechner hätte nicht an Bord gepaßt), sollte sie möglichst nicht auf dem Flugdeck abgestellt, sondern gleich unter Deck gebracht werden. Der vom Kommandanten der »Lützow« inzwischen informierte Kapitän der »Hindenburg« hatte dafür gesorgt, daß das Tor am unteren Ende der hinteren Rampe zum Flugdeck offenstand. Vom Heck des Schiffes liefen ein rotes und ein grünes Laufband über das Deck, die Rampe hinab und bis unmittelbar vor das sich gerade öffnende Tor, so daß der Pilot sein Ziel problemlos ansteuern konnte.

Fasziniert starrte Hauptmann McBain auf das Phänomen, das ihn schon bei seiner ersten (Not-)Landung auf der »Hindenburg« so fasziniert hatte. Damals hatte er eine waidwunde amerikanische B-2 geflogen, und als er die ersten Soldaten Thules erblickt hatte, hatte er geglaubt, die fremden Männer in ihren schwarzen Uniformen würden über das Wasser wandeln wie einst Jesus über den See Genezareth.

Diesmal konnte er ganz entspannt genießen, wie die Flugscheibe den Markierungen folgte, die hinter ihr verloschen, und über die hintere Rampe nach unten in eine der großen Flugzeughallen schwebte, deren Tore sich hinter ihr schlossen.

An Bord der »Hindenburg« ließ sich alles unterbringen, was das Reich Thule an Fluggeräten aufbieten konnte. Da selbst die Arado Ar 666 mit ihren 108 Metern Spannweite in die Halle paßte, fand eine Haunebu VII hier so einfach Platz wie ein Fiat 500 auf dem Gelände einer Rolls-Royce-Vertretung.

Keine zehn Minuten später standen die Hauptleute Wittmann und McBain in der im Bug unter dem Flugdeck angebrachten Kommandozentrale des Trägergiganten und schlugen vor General zur See Hellmuth von Schirlilz, der

das Kommando über alle Schiffe der Trägergruppe ebenso wie über die auf der »Hindenburg« stationierte Luftflotte führte, die Hacken zusammen und salutierten vorschriftsmäßig.

Magnus informierte den höchst erschrockenen General über die Ereignisse der letzten Stunden und überreichte ihm den versiegelten Umschlag mit Bittrichs Anordnungen.

Von Schirlitz brach das Siegel und las den Befehl.

Es dauerte nicht lange, dann hob er die Augen vom Papier und sagte mit strahlendem Lächeln: »Endlich!«

Als er merkte, wie die beiden Hauptleute ihn fragend ansahen, fügte er rasch hinzu: »Wir gehen endlich in die Offensive, wie ich es schon lange vorgeschlagen habe! Nicht länger mehr werden wir auf die Provokationen der AIn und ihrer Lakaien nur noch reagieren jetzt nehmen wir das Heft des Handelns selbst in die Hand! Ich habe immer verstanden, daß der Bärwolf vorsichtiger sein mußte als jeder von uns, weil er stets an das Reich als Ganzes zu denken hatte... aber das, was jetzt kommt, ist doch mehr nach meinem Geschmack!«

Er strahlte über das ganze Gesicht. Dann sah er McBain fragend an: »Was führt Sie eigentlich hierher? Ich dachte, nach Ihrem Einsatz in den Südstaaten hätten Sie Urlaub gehabt.«

Mike schob das markante Kinn vor. »Mit Verlaub. Herr General, aber ich bin kein Mann, der sich auf seinen vier Buchstaben ausruht, wenn es hart auf hart kommt. Ich bitte darum, bis auf weiteres wieder meinen Dienst verrichten zu dürfen! Urlaub kann ich auch noch nehmen, wenn es nicht mehr knallt!«

Das Gesicht des Flottenbefehlshabers wurde von einem milden Lächeln überzogen. »Sie sind mir der Richtige, McBain. Und weil mir die Richtigen lieber sind als die Falschen, ist Ihrem Antrag hiermit stattgegeben! Was machen Sie also noch hier in der Zentrale? Ab mit Ihnen zu Ihren Fliegern!«

Mike salutierte mit breitestem amerikanischem Grinsen, machte auf dem Stiefelabsatz kehrt und stürmte dem Ausgang entgegen.

Wenig später startete ein Geschwader Arado-Langstrecken-bomber in Begleitung von zehn Jägerträgern gleichen Typs und verschwand unter striktester Einhaltung der Funkstille in nordöstlicher Richtung. Der Geschwaderkommandant konnte darauf bauen, daß die noch immer heftigen elektromagnetischen Störungen in der Ionosphäre die Tarnkappeneigenschaften seiner Maschinen noch unterstützen würden.

Tatsächlich traf kein einziger amerikanischer Radarimpuls auf die passiven Warngeräte vom Typ FuG 314 »Oberwesel«, die jede feindliche Ortung sofort registriert und angezeigt hätten.

Die Yankees hatten keine Ahnung, was hier zu ihnen unterwegs war. Und ihre schleimigen Verbündeten aus dem AIn waren scheinbar ebenso arglos.

Kaum hatte der letzte Bomber vom Flugdeck abgehoben, war der schraubenlose Magnetfeldantrieb der »Hindenburg« in Betrieb genommen worden, und der Flugzeugträger hatte Fahrt aufgenommen.

Hellmuth von Schirlitz hatte die Aktivtarnung abschalten lassen. Stattdessen zierte das Flugfeld jetzt das vier Kilometer breite und 800 Meter hohe Bild der schwarzweißroten Thule-Flagge mit dem stolzen Gotenadler. Ein zusätzlicher, vom Zuse-Rechner erzeugter Effekt sorgte dafür, daß sich das Bild der Fahne bewegte, als würde sie im Fahrtwind flattern.

Es war sinnlos, das Schiff weiter optisch zu tarnen, wenn es mit seiner Höchstgeschwindigkeit von 63 Knoten durch den Pazifik lief - das kilometerlange Kielwasser wäre selbst aus dem Weltall mit einem einfachen Fernglas sichtbar gewesen.

Die den Träger begleitenden Schlachtschiffe, Kreuzer, Zerstörer und Jagd-U-Boote mußten ihre Maschinen maximal belasten, um mit der »Hindenburg« Schritt zu halten.

Der Kurs der Flotte stand schon nach kurzer Zeit auch für jeden Außenstehenden fest: Sie lief in gerader Linie auf Los Angeles zu.

Magnus Wittmann durfte mit ausdrücklicher Genehmigung des Flottenbefehlshabers im Kommandostand der »Hindenburg« bleiben. So bekam er mit, wie die ersten Meldungen eintrafen, daß man in der Funkmeßerfassung der Amerikaner lag. Allerdings waren die Impulse noch schwach, da man sich weit vom Festland entfernt befand - und offenbar auch weit von irgendwelchen Radarschiffen oder -flugzeugen.

General von Schirlitz beschied alle Anfragen, ob man die eigene Funkmessung einschalten dürfe, abschlägig. Das hätte den Amerikanern eine genauere Peilung nur erleichtert. Und das lag ganz und gar nicht in seiner Absicht.

Daß die Amerikaner wußten, daß man kam, schien ihn nicht zu beunruhigen - im Gegenteil. Er machte den Eindruck, als sei ihm das sehr recht.

Das erste Bombergeschwader der »Hindenburg« bestand aus 90 Ar 666 P, die begleitet wurden von zehn weiteren AR 666 P/JT. Von oben betrachtet

glichen sich die riesigen Nurflügler mit den jeweils zehn TL-Triebwerken Junkers Jumo 1012 auf dem Rücken wie ein Ei dem anderen.

Der Unterschied zwischen Bombern und den JT-Versionen -JT stand für Jägerträger - war von unten sichtbar: Letztere Maschinen hatten keine Bombenschächte, sondern trugen jeweils acht Messerschmitt-Hochleistungsjäger unter dem Bauch. Die kleinen, wendigen Maschinen, die im Truppenjargon nur »Libellen« genannt wurden, waren halb in den Rumpf hineingezogen.

Schon bei der Konstruktion des Prototypen der Arado, der 1954 seinen Erstflug absolviert hatte, war größter Wert darauf gelegt worden, die Maschine für feindliche Radarstrahlen unsichtbar zu machen.

Das erste Serienmuster, die Ar 666 A, war 1956 in Dienst gestellt worden. Seitdem hatte man die Maschine kontinuierlich weiterentwickelt. Während Grundkonstruktion und äußere Form im Prinzip perfekt waren, hatte man die verwendeten Materialien, Triebwerke und elektronische Ausrüstung kontinuierlich verbessert.

Mittlerweile flog die Thule-Luftwaffe die P-Version der Ar 666, und noch immer gab es keinen besseren Langstreckenbomber auf dem Planeten.

Major Bernhard Hamester war der Kommodore des ersten Bombergeschwaders. Für den drahtigen, immer fröhlichen Mann mit dem breiten Lachen war es eine Selbstverständlichkeit, daß seine Maschine an der Spitze des Verbandes flog. Obwohl er tief in Feindesland vordrang, fühlte er sich nicht in Gefahr: Bei Bedarf konnten seine Maschinen 80 der besten Jagdflugzeuge der Geschichte absetzen. Hinzu kamen noch die jeweils zehn Luftabwehrraketen vom Typ Wgr 38 »Alswidr«, die jede seiner Arados in zwei internen Schächten mitführte.

Zusätzlich zu den Jägern konnte er einem möglichen Angreifer also auch noch insgesamt tausend höchst zielgenaue Raketen entgegenschicken - es gab kaum einen sichereren Platz auf dieser Welt als an der Spitze von Hamesters Geschwader.

Obwohl er in fast 20 Kilometer Höhe flog, konnte er aus der tropfenförmigen, vollverglasten Kanzel, deren Struktur von einem Kohlefasergitter verstärkt wurde, manchmal Schiffe sehen, die durch den Pazifik pflügten. Die Bordkameras holten die Bilder heran und enthüllten neben Frachtern auch einige amerikanische Kreuzer und Zerstörer, die auf den mittlerweile weit entfernten Verband der »Hindenburg« zuliefen.

Major Hamester hielt wie befohlen Funkstille. Von Schirlitz‘s Schiffe

würden den Gegner schon bemerken, wenn er ihnen zu nahe kam. Viel wichtiger war, daß dieser nicht das Bombergeschwader entdeckte. Und so war es auch: Kein Schiff der Amerikaner peilte die Bomber an, obwohl sie einige direkt überflogen.

Langsam schälte sich die Küste von Alaska aus dem Dunst. Über Fort Randall erreichte das Bombergeschwader die Halbinsel Alaska und flog an ihrem Nordufer entlang dem Festland entgegen. Es dauerte noch gut eine Stunde, bis man das Zielgebiet erreichte. Die Stadt Gakona wurde im abendlichen Zwielicht des nordischen Sommers langsam sichtbar.

Die schweren Bomber gingen tiefer und schwenkten nach Nordosten ab. Ziel des Angriffs waren die Antennen des angeblich zivilen HAARP-Projekts. Dieser Name war die Abkürzung für »High Frequency Active Auroral Search Programme« -doch anders als offiziell dargestellt, war die Anlage keinesfalls ein harmloses ziviles Forschungsprojekt, sondern eine höchst niederträchtige Waffe.

In der aktuellen Ausbaustufe hatten die Amerikaner die Sendeleistung der Anlage auf 1,3 Gigawatt erhöht - genug, um weltweit den Funkverkehr zu stören, Polarlichter auch noch am Südpol zu erzeugen und die Reichweite der Funkmeßortung Thules drastisch zu reduzieren.

Die erfolgreiche Landung der Amerikaner an der Antarktisküste vor Neu-Schwabenland war nicht nur der Sabotage durch die Verschwörer zu verdanken gewesen, sondern auch der massiven Störwirkung dieser Anlage.

Auf einem Gebiet von der Größe mehrerer Fußballfelder ragte eine Antenne neben der anderen in den Himmel über Alaska. Diese Antennen galt es zu zerstören - und zwar gründlich.

Die Deutschen hatten aus dem Desaster mit den englischen Radarmasten gelernt, die 1940 den Ärmelkanal überwacht hatten und immer wieder angegriffen worden waren. Nicht einmal mit den präzise zielenden Stukas war es gelungen, die Masten für mehr als ein oder zwei Tage außer Gefecht zu setzen.

Die Bomben, die in den sich nun langsam öffnenden Schächten der Arados darauf warteten, ins Ziel geworfen zu werden, waren speziell für Einsätze wie diesen entwickelt worden. Sie enthielten ein Gemisch aus Napalm und Nanothermit, das ein Höllenfeuer von mehr als 3000 Grad Celsius entfachen würde.

In Gruppen zu zehn schwenkten die Bomber nach unten ab und warfen ihre Last aus nur zwölfhundert Meter Höhe mit tödlicher Präzision ins Ziel,

während zehn Kilometer über ihnen die Jägerträger kreisten und den in diesem Moment relativ verwundbaren Maschinen höchstwirksamen Schutz boten.

Jede der Arados klinkte 25 Bomben von je 2000 Kilo Gewicht aus, so daß jede Gruppe 500 Tonnen Munition ins Ziel brachte, insgesamt 4500.

Schon nachdem die dritte Gruppe ihre Schächte entleert hatte, brannte am Boden ein Höllenfeuer, das selbst besten Stahl dünnflüssig werden ließ. Die aufsteigende Hitze war so stark, daß die Piloten der nachfolgenden Gruppen immer größere Probleme halten, ihre bockenden Arados ruhigzuhalten und die Bomben präzise abzuwerfen.

Doch die Männer waren die Besten der Besten, die Elite der Elite, und so wurde keine einzige Bombe verschwendet.

Da, wo eben noch der Antennenwald der HAARP-Anlage gestanden hatte, brodelte ein Höllenfeuer von so schrecklicher Schönheit, daß kein Mensch in der Lage war, den Vorgang in Worte zu fassen. Die Hitze wurde so stark, daß sich das Erdreich bis in eine Tiefe von fünf Metern in glutflüssige Lava verwandelte. Natürlich griff das Feuer augenblicklich auf die großen Wälder über, in denen HAARP vergeblich hatte versteckt werden sollen. Es war ein warmer, trockener Sommer in Alaska, und nun entstand hier der größte Waldbrand, den dieser Bundesstaat jemals erlebt hatte.

Schon in wenigen Stunden würde auch Gakona vollkommen vernichtet sein, obwohl keine einzige Bombe auf die Stadt gefallen war.

Die Arados stiegen wieder auf, schneller jetzt als beim Start, da sie von einer großen Last befreit waren.

Nun ließ Hamester auch die eigene Funkmeßortung einschalten, und schnell stellte man fest, daß von der Elmendorf Air Force Base im Süden einige Jäger aufstiegen - nicht sehr viele, denn für den Angriff auf Thule hatten die Yankees fast alles zusammengezogen, was sie nach dem verlustreichen Angriff auf Rotchina und der Abspaltung der Konföderierten Staaten von Amerika von der Union noch übrig hatten. Die Jäger würden einiges an Strecke zu überwinden haben, bis sie die nach Westen abdrehenden Arados in Reichweite ihrer Raketen hatten.

Jetzt rächte es sich, daß die Regierung in Washington strategisch wichtige Fliegerhorste wie etwa den in Fort Randall aus Kostengründen aufgegeben und das dafür notwendige Geld lieber in »Sozialprogramme« gesteckt hatte - die doch nichts anderes gewesen waren als Kauf von Wählerstimmen.

Major Hamester hatte jedenfalls nichts dagegen, daß ihm keine

amerikanischen Jäger den Weg verlegen konnten. Um die Verfolger loszuwerden, mußte er nur einige seiner »Alswidr«-Raketen abfeuern. Weil sie entgegen der Flugrichtung von Jägern und Gejagten flogen, vergrößerte sich ihre relative Reichweite noch, da ihnen ihre Ziele ja entgegenkamen.

Als die ersten drei amerikanischen Jäger brennend vom Himmel stürzten, ohne die deutschen Bomber überhaupt nur in Reichweite gehabt zu haben, drehten die anderen ab. Ein kluger Pilot erkannte, wann sich ein Kampf nicht lohnte.

Es wäre nicht nötig gewesen, daß Major Hamester den erfolgreichen Angriff an die »Hindenburg« meldete. Denn von überall auf der Welt kamen Meldungen herein, daß sich die von vielen Menschen als bedrohlich empfundenen Polarlichter verflüchtigten.

Allein schon die Tatsache, daß man wieder Funkmeldungen empfangen konnte, zeigte den überragenden Erfolg des Bombenangriffs.

Das siebte Jagdbombergeschwader »Hans-Ulrich Rudel« stand in Sitzbereitschaft an Deck der »Hindenburg«, genauer gesagt auf der Backbordseite. An Steuerbord hielt sich ein Geschwader Me 1090 für Abfangeinsätze bereit.

Auch die He 1098 des »Siebten« trugen diesmal keine Bomben, sondern waren mit zahlreichen Raketen für den Luftkampf aufmunitioniert. Sollte der Feind einen Angriff wagen, würden die Heinkels versuchen, ihn schon weit vor dem Schiff abzufangen. Auf die Amerikaner, die den Riegel vielleicht durchbrechen konnten, warteten dann die kleinen Messerschmitts.

Mike McBain saß unruhig in seiner Maschine mit dem geschwungenen Schriftzug »Draufgänger« unterhalb der Kabinenhaube. Neben ihm stand die Heinkel seines Rottenfliegers Oberleutnant Staak an Deck. Deren Hülle wurde seit neustem von dem Schriftzug »Installateur« geschmückt, Als Mike gefragt hatte, weshalb der Deutsche sich ausgerechnet diesen Kampfnamen ausgesucht hatte, hatte der nur lakonisch geantwortet: »Warum nicht?«

Staffelführer Hartmann hatte absolute Funkstille befohlen, und so saß Mike in seiner Maschine und langweilte sich. Er konnte nicht nachfragen, wo die Amerikaner blieben, und er bekam auch keine Informationen, weshalb die »Hindenburg« plötzlich den Kurs änderte. Als erfahrenem Piloten entging ihm natürlich nicht, daß sie von dem Südwestkurs, der sie direkt bis vor den Strand von Malibu geführt hätte, ziemlich genau nach Norden abdrehte.

Er verfluchte sein Schicksal, denn er ahnte, daß er an diesem Tag vielleicht noch einige Stunden Sitzbereitschaft an Deck haben würde, aber ganz

bestimmt keinen Kampfeinsatz mehr.

Einmal mehr würde sich McBains Ahnung als richtig erweisen.

Magnus Wittmann wurde Zeuge, wie der Funker seinem Kommandanten einen verschlüsselten Befehl zurief: »Herr General, ich habe endlich wieder Thule am Apparat. Das OKT läßt Ihnen ausrichten, daß der Fall Rot eingetreten ist!«

»Wunderbar! Melden Sie, daß wir Fall Rot verstanden haben!«

Von Schirlitz wollte sich abwenden, doch der Funker hatte noch etwas zu melden: »Man fragt nach, wie die Bedrohungslage aussieht!«

»Richten Sie aus, daß uns die Amis in der Ortung haben, aber nichts unternehmen. Die sind nicht mehr in der Lage, die für den Fall Rot geplanten Operationen ernsthaft zu gefährden oder auch nur zu behindern!«

Während der Funker den Befehl ausführte, wandte sich von Schirlitz an seinen Adjutanten: »Brüne, teilen Sie der Flotte mit, daß wir geschlossen auf Nordkurs gehen. Die Formation behalten wir so bei. Ich sehe uns zwar nicht wirklich in Gefahr, aber die Männer sollen vor allem auf feindliche U-Boote achten.«

Wie sein Freund McBain fragte sich auch Wittmann, was die »Hindenburg« und ihre Begleitschiffe im Norden zu suchen hatten. Was gab es im ewigen Eis des Polarmeeres, das einen Einsatz in dieser Größenordnung rechtfertigte?

Wie McBain - und wie fast der ganze Rest der zivilisierten Welt - würde Wittmann von der Antwort auf diese seine Frage deutlich überrascht werden.

---

7. »Erkennen heißt: Alle Dinge zu unserem Besten verstehen.«

(Friedrich Nietzsche)

Manfred Behrens war entsetzt. Der Journalist hatte dem Reich Thule stets ablehnend gegenübergestanden. Ehemalige Wehrmachtssoldaten, die statt zu kapitulieren, wie es sich für sie gehört hätte, einfach in einer beinahe unangreifbaren Höhlenwelt weitermachten und ihre deutschen Großmachtsphantasien weiter auslebten, fand er einfach zum Kotzen.

Im Prinzip lehnte er alles ab, was es hier gab: die Militärdemokratie, die für ihn eine Form von Diktatur war, vor allem, da sie niemals in die Tat umgesetzt worden und von Anfang an durch das Kriegsrecht ersetzt worden war. Und doch konnte er hier freier schreiben, als es ihm in der demokratischen Bundesrepublik mit all ihren Vorschriften - geschriebenen wie ungeschriebenen -je möglich gewesen war.

Er lehnte die Gesetze ab, die homosexuelle Handlungen unter Strafe stellten - und doch lebte er mit einem jungen Mann unter einem Dach, und niemand kümmerte sich darum. In mancherlei Hinsicht war sein Leben als Schwuler hier einfacher als früher in der BRD, solange er sich an gewisse Regeln hielt.

Er lehnte die Militarisierung des öffentlichen Lebens ab, die fast schon manische Wertschätzung der all überall sichtbaren schwarzen Uniformen, die Militärparaden mit ihrem Getöse von Blechmusik. Und doch war das Reich Thule weniger kriegerisch als selbst die Bundesrepublik, die sich immerhin an einem Angriffskrieg auf den souveränen Staat Jugoslawien ebenso beteiligt hatte wie an seiner Zerschlagung, die Besatzungstruppen für das Amselfeld stellte, den heiligen Boden der Serben, den sich die Albaner mit Unterstützung der Amerikaner einfach unter den Nagel gerissen hatten. Soldaten der Bundeswehr standen im Sudan und kämpften in Afghanistan - die Soldaten Thules hingegen kämpften nur dann, wenn es sich nicht vermeiden ließ, und niemals für die Interessen irgendwelcher windiger Verbündeter oder gar für die Ausweitung des eigenen Machtbereichs, sondern immer nur gegen die AIn und ihre menschlichen Lakaien.

Es mochte Menschen geben, die die Außerirdischen ebenso für Hirngespinste hielten wie Flugscheiben, aber Manfred wußte es besser. Er hatte einem solchen stinkenden Ungeheuer von den Sternen schon von Angesicht zu Monsterfratze gegenübergestanden.

Und dann war der Angriff auf das Reich Thule erfolgt. Anfangs hatte Manfred sogar noch gehofft, die von ihm stets bewunderten Amerikaner würden die Höhlenwelt genauso besetzen, wie sie einst Deutschland besetzt hatten, und dann auch dieses im Prinzip so schöne Land hier vom Ungeist des Militarismus befreien und ihm die Segnungen der Demokratie bringen.

Als dann nach dem kurzzeitigen Ausfall der künstlichen Sonnen die ersten Meldungen über die geplante Vernichtung aller Bewohner des Reiches mittels Gas eingetrudelt waren, halte er sie noch für eine Ausgeburt der kranken Gehirne der Propagandaabteilung des OKT gehalten.

Mittlerweile wußte er es besser. Die Beweise ließen sich nicht wegdiskutieren, und das Massaker von Meimersdorf hatte ein übriges getan, um Manfreds bisherige Helden in ein neues Licht zu tauchen. Die Amerikaner hatten nicht nur Männer, Frauen und Kinder ermordet, hatten Tausende Soldaten des Reiches mit Hilfe von gekauften Verrätern in die Falle gelockt und umgebracht - unwillkürlich mußte Manfred an seinen

Freund Walter Matter denken, der mit der Zweiten Panzerdivision, in der er diente, ausgerückt war, um die Angreifer zurückzuwerfen -nein, sie hatten vor allem versucht, ihn selbst umzubringen! Und das, obwohl er ihnen niemals etwas zuleide getan und ihre Motive stets aus ganzem Herzen unterstützt hatte! Natürlich war Manfred bereit, Opfer zu bringen für den Sieg der Demokratie über die dumpfe deutsche Reaktion - aber doch nicht das Opfer seines eigenen Lebens! ***So*** weit ging die Liebe dann doch nicht!

Entsprechend heftig war der Kommentar ausgefallen, den er für die morgige Ausgabe der »Thule-Nachrichten« verfaßt hatte.

Aber jetzt, da der Text fertig vor ihm stand, war er sich doch nicht mehr sicher, ob er so etwas verantworten konnte.

Und ausgerechnet heute hatte sich Uschi Braun, seine Ressortleiterin, krankgemeldet. Nein, eigentlich war sie schon seit gestern krank, als der gescheiterte Putschversuch gegen Thulemarschall Bittrich begonnen hatte.

Aber Manfred war sich wirklich nicht sicher, ob er seinen Artikel in dieser Form veröffentlichen konnte. Andererseits wollte er nicht den Eindruck erwecken, Entscheidungen zu scheuen, die er selbst zu treffen hatte - die er dann aber auch selbst verantworten mußte. Ihm fehlte ganz einfach der Widerpart, mit dem er den Text diskutieren konnte.

Da er Uschi auf keinen Fall anrufen wollte - zum einen, um sich von ihr nicht anpflaumen lassen zu müssen, zum anderen, um nicht als Weichei dazustehen, das nicht in der Lage war, Verantwortung zu übernehmen - beschloß er, ihr einen »Krankenbesuch« abzustatten.

Vermutlich hatte sie nur »ihre Tage«, und da würde sie sich über ein paar nette Worte und ein paar Blümchen sicher freuen. Allerdings war sich Manfred nicht ganz sicher, ob eine Frau von 50 überhaupt noch »Tage« hatte. Er kannte halt überwiegend Männer, und Themen wie »Wechseljahre« fand er nicht nur ziemlich eklig, sondern auch ein ganz klein bißchen unheimlich.

Jedenfalls druckte er seinen geplanten Kommentar aus, verließ das Redaktionsgebäude, kaufte in einem benachbarten Blumenladen einen kleinen bunten Strauß und fuhr dann mit einem der Redaktions-Ekw hinaus aus der Stadt.

Uschi besaß ein kleines Bauernhaus im Grüngürtel von Neu-Berlin. Hier lebte sie mit ihren zahlreichen Tieren und ihrem Ehegatten, den die meisten in der Redaktion noch nie zu Gesicht bekommen hatten. Die wenigen, die das durchaus zweifelhafte Vergnügen gehabt hatten, sprachen nur vom »Männchen«.

Als Manfred von der Straße auf die Zufahrt zu Uschis Hof abbog, erwartete ihn eine seltsame Überraschung. Der Platz vor dem Haus war von Bäumen und hohen Hecken gesäumt und deshalb nicht nur sehr romantisch, sondern auch von der Straße aus nicht einsehbar.

Deshalb sah er den schwarzen Ekw der Thule-Truppen erst dann, als er von der Zufahrt auf den Vorplatz einbog. Was hatte ein Truppenfahrzeug hier draußen bei Uschi verloren? An den Grenzen des Reiches wurde gekämpft - sollten jetzt nicht alle Soldaten im Einsatz oder wenigstens auf ihrem Posten sein?

Manfreds Neugier, die ihn zu einem wirklich guten Journalisten machte, war geweckt. Er stellte den Wagen ab, nahm den Blumenstrauß in die Hand, marschierte zur Haustür und klingelte.

Uschi hatte ihn wohl schon kommen sehen, denn sie öffnete praktisch im gleichen Augenblick. Nun, »öffnen« konnte man das, was sie mit ihrer Haustür machte, nicht wirklich nennen. Sie zog sie nur einen Spalt breit auf, gerade weit genug, um den Kopf durchzustecken.

Heute sah sie noch schlimmer aus als sonst. Nicht blaß und eingefallen wie jemand, der an Migräne leidet, sondern schreckhaft, ja. verängstigt - wie ein Mensch, der um sein Leben fürchtet.

Ihre schlecht gefärbten Haare mit dem deutlichen grauen Ansatz an den Wurzeln leuchteten seit neustem rot - oder hätten geleuchtet, wären sie denn in den letzten Tagen gewaschen worden. Ihre Tränensäcke schienen noch größer geworden zu sein, und ihre Backen (Wangen konnte man diese Gebilde wirklich nicht mehr nennen) hingen zu beiden Seiten ihres Pferdegebisses noch schlaffer nach unten als sonst schon. Mit anderen Worten: So schlimm hatte Frau Ressortleiterin Braun, die sowieso schon nicht gerade mit gutem Aussehen gesegnet war, noch nie ausgesehen.

Manfred war regelrecht entsetzt und hielt ihr in einem stummen Reflex den kleinen Blumenstrauß entgegen, den sie ebenso reflexhaft an sich nahm.

»Wie... wie geht es dir...?« stammelte Manfred.

Uschi ging auf die Frage gar nicht erst ein. »Was willst du hier?« lautete ihre Gegenfrage, die genauso unhöflich klang, wie sie offenbar gemeint war.

»Naja, du bist krank, und da wollte ich mal nach dir sehen und dir ein paar Blumen bringen...«

»Nett von dir«, fiel ihm Uschi ins Wort, »aber jetzt würde ich mich gerne wieder hinlegen.«

»... und kurz mit dir über meinen Kommentar zu Meimersdorf und dem

geplanten Vernichtungskrieg der Amis gegen uns sprechen«, fuhr Manfred ungerührt fort. Vergebens versuchte er, an Uschi vorbei durch den Türspalt ins Haus zu spähen. Ihre massige Gestalt hätte noch sehr viel breitere Öffnungen blickdicht verschließen können.

»Veröffentliche, was immer du für richtig hältst. Du hast mein volles Vertrauen!«

Bevor der Journalist etwas entgegnen konnte, schloß sich die Tür vor seiner Nase. Zum Glück war er allein auf dem Hof, denn eine derart entgeistert-dämliche Grimasse hatte er schon lange nicht mehr geschnitten. Allerdings war er auch schon lange nicht mehr derart unverschämt abgefertigt worden wie soeben.

Falls Uschi Braun gehofft hatte, Manfred mit ihrer dreisten Frechheit entmutigt zu haben, hatte sie sich schwer in ihm getäuscht. Man mochte von ihm halten, was man wollte, er war ein verdammt guter und vor allem fairer Journalist, immer auf der Suche nach einer guten »Story« (es bereitete ihm ein nahezu teuflisches Vergnügen, seine um gutes Deutsch bemühten Mitmenschen in Thule mit amerikanischen Lehnwörtern zu nerven) - und immer aufrichtig um die Wahrheit bemüht.

Gerade letztere Eigenschaft hatte ihm trotz seiner unbestreitbaren Fähigkeiten die ganz große Karriere bei den bundesrepublikanischen Medien verbaut, denn bei denen ging es bis auf wenige unbedeutende Ausnahmen niemals nur um die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, sondern in erster Linie immer um das »politisch korrekte« Bewußtsein. Wenn etwa Ausländer weit überproportional an Straftaten beteiligt waren, reagierte man darauf nicht etwa mit entsprechend kritischen Reportagen, sondern man unterließ es lieber, die Herkunft eines Straftäters zu nennen, um niemanden »abzustempeln«.

So ein Verhalten war hier im Reich Thule undenkbar.

Der Journalist lenkte seinen Ekw wieder vom Hof und fuhr zurück Richtung Neu-Berlin. Doch hinter der nächsten Straßenbiegung, die ihn vor neugierigen Blicken vom Braun-Hof verbarg, lenkte er seinen Wagen an den Straßenrand und hielt an.

Zuerst nahm er seinen kleinen tragbaren Rechner, in dem er den Kommentar ebenfalls gespeichert hatte, von der Rücksitzbank, schaltete ihn ein und sendete den Text dann ohne weitere Korrekturen über das drahtlose Thule-Netz an die Redaktion. Er würde morgen an prominenter Stelle auf Seite 2 erscheinen. Sollte Uschi etwas daran auszusetzen haben, würde er sie

an ihr Wort vom »vollen Vertrauen« erinnern.

Manfreds Vertrauen in Uschi hingegen hatte vorhin einen kleinen Knacks bekommen. Also schaltete er den Rechner wieder aus, stieg aus dem Wagen und verschloß ihn. Sodann schlug er sich nach hinten in die Büsche.

Er hatte vor, sich ein wenig auf die Lauer zu legen und herauszufinden, welcher Angehörige der Thule-Truppen heute zu Besuch bei Uschi war.

Der Mann, dessen Identität Manfred so gerne gelüftet hätte, hieß Dieter Kempowski.

Der Major im Innendienst saß in Uschi Brauns Wohnzimmer, war blaß wie die Wand und zitterte am ganzen Leib. Kurz gesagt, er war ein Häufchen Elend.

Wenigstens mußte Uschis Ehemännchen dieses Elend nicht mit ansehen, denn sie hatte ihn zum Ausmisten in den Pferdestall geschickt. Von all ihren Tieren war nur ihr großer struppiger Hund anwesend, der sich in einer Ecke des Zimmers zusammengerollt hatte, den schnarchenden Schlaf des Gerechten schlief und die Luft in dem relativ kleinen Raum ab und zu mit einem kräftigen Darmwind aromatisierte.

Die »kranke« Ressortleiterin war ebenfalls nervös, hatte sich aber entsprechend ihrem Naturell wesentlich besser im Griff als Kempowski.

»Die Schweine haben mir die ewige Jugend versprochen«, jammerte der Major gerade, »aber in Wirklichkeit wollten sie uns alle umbringen... mich auch!«

»Nicht wirklich alle«, verbesserte Uschi. »Speidel, von Paulus und die anderen in ihrem Stab, die auf der Flucht erschossen wurden, müssen über die Sache informiert gewesen sein. Sonst hätten sie sich kaum durch ihren Fluchtversuch verraten und in Ruhe abgewartet, wie sich die Dinge entwickeln!«

»Das ist ja das Schlimme! Speidel hat mir das Steuergerät für die Beleuchtung mit einem breiten Lächeln in die Hand gedrückt und mir in wärmsten Farben ausgemalt, wie mein neues Leben nach der Beseitigung Bittrichs aussehen würde. Dabei hat dieser heimtückische Verräter gewußt, daß mir nur noch wenige Stunden blieben, sollten seine Pläne funktionieren! Der wußte auch von der Gaskapsel in dem Gerät, die mich auf der Stelle getötet hätte, wenn ich ihm vielleicht doch nicht getraut und das Gehäuse geöffnet hätte. Wie kann man nur derart verlogen sein? Diese paar Verbrecher wollten uns alle ermorden lassen, nur damit sie die Serumbehandlung bekämen, diese *Verräter!* Gut, daß sie tot sind!«

Jetzt zitterte Kempowski nicht mehr nur vor Angst, sondern auch vor Wut.

Uschi Braun nahm die Sache pragmatischer, wie es ihre Art war. »Wenn man sich mit Verrätern einläßt, muß man stets davon ausgehen, daß man auch selbst verraten werden kann«, stellte sie lakonisch fest. »Die Frage ist jetzt nur, wie wir weiter vorgehen. Kann man uns auf die Spur kommen. Major? Bittrich hat die Geheimen Feldjäger eingeschaltet. Was können die finden?«

»Ich weiß es nicht. Wenn die mich in die Finger bekommen, bin ich tot. Tot!« Schluchzer entrangen sich der Kehle dieses Häufchens Elend, das trotz seiner stolzen schwarzen Uniform so ganz und gar nicht wie ein Offizier des Reiches Thule wirken wollte.

Uschi Braun trat vor Kempowski hin, packte ihn hart an beiden Schultern und schüttelte ihn so heftig, daß ihm die schwarze Schirmmütze vom Kopf fiel. »Hören Sie auf zu heulen! Sind Sie ein Mann oder eine Memme?!«

Der Major starrte sie entgeistert an und sagte kein Wort.

Also fuhr Sie fort: »Welche Spuren haben Sie hinterlassen?«

»Keine. Es gibt im fraglichen Bereich keine Überwachungskamera, von der ich nicht wüßte. Und auch sonst weist eigentlich nichts auf meine Verwicklung in die Angelegenheit hin...«

»Weshalb machen Sie sich dann dermaßen in die Hose?«

Kempowski fand langsam wieder zu seinem alten verschlagenen Ich zurück. Unwillig schüttelte er Uschis Hände von den Schultern. »Kann ich sicher sein, daß mir die Verräter nicht noch einen Abschiedsgruß hinterlassen und an irgendeiner Stelle, von der sie genau wissen, daß die GF dort nachsehen werden, eine Liste ihrer Mitverschwörer abgelegt haben... eine Liste, auf der dann auch mein Name steht?«

»Nein, sicher sein können Sie nicht angesichts der Art und Weise, in der die Schweine vorgegangen sind. Und... sollte es eine solche Liste geben, dann wäre auch ich geliefert!«

»Worauf Sie einen lassen können, meine Liebe!«

»Und wie wäre es. wenn wir uns den Geheimen Feldjägern einfach als Zeugen der Anklage zur Verfügung stellen und ihnen detailliert jede Einzelheit der kleinen Verschwörung mitteilen, an der wir selbst nur ganz am Rande beteiligt waren?«

»Das können Sie sich abschminken, Frau Braun!« Kempowski schnaubte verächtlich. »Unsere Anführer sind allesamt tot, die Pläne gescheitert, die Verschwörung komplett aufgeflogen. Was könnten wir den GF schon

anbieten, das sie nicht längst haben?«

Uschi nickte zögernd. »Sie haben recht. Wir stehen mit völlig leeren Händen da. Es wird uns nichts anderes übrigbleiben als darauf zu hoffen, daß wir den Verrätern viel zu unwichtig, ja zu gleichgültig waren, um sich die Mühe mit der Liste zu machen.«

Der Major sah das genauso. Jetzt blieb den Überlebenden der Verschwörung, die noch nicht enttarnt worden waren, nur noch das Prinzip Hoffnung.

Das Licht der künstlichen Sonnen im Reich Thule wurde erstmals seit dem versuchten Völkermord wieder zurückgefahren. Die Gefahr durch das heimtückische Giftgas war endgültig vorüber, wie Manfred aus den Pressemitteilungen des OKT wußte.

Die mit Spezialanzügen in den Notausstiegsstunnel vorgedrungenen Pioniere vom Kampfmittelräumdienst hatten sogar schon Schwierigkeiten gehabt, noch ausreichend Proben des Gases für die Beweissicherung zu finden.

Nun drohte Thule jedenfalls keine Gefahr mehr durch das lautlose, unsichtbare Gift, und man konnte die Sonnen für die Nacht beruhigt abschalten.

Noch allerdings befanden sie sich im Dämmerungsmodus, der von einem Sonnenuntergang über München nicht zu unterscheiden war.

Es war gerade noch hell genug, daß Manfred, der seit Stunden in dem Gebüsch auf der anderen Straßenseite gegenüber der Ausfahrt von Uschi Brauns Hof hockte, erkennen konnte, wer am Steuer des Truppenfahrzeugs saß, das nun über den Weg geschaukelt kam und auf die Landstraße Richtung Neu-Berlin einbog: Major Dieter Kempowski.

Der hingegen war viel zu sehr damit beschäftigt, nach rechts und links zu schauen, um sicherzustellen, daß niemand in der Nähe war, der ihn hätte sehen können. Für das Gebüsch, in dem sich Manfred, der nun wirklich alles andere als ein Pfadfinder war, mehr recht als schlecht verborgen hatte, hatte der Offizier keinen Blick übrig.

Der ganze Vorgang dauerte nur wenige Sekunden, und doch hatte er sich für Manfred gelohnt. Vorsichtig zog er sich zurück und ging dann außerhalb der Sichtweite von Uschis Grundstück zum Wagen zurück. Er ließ sich Zeit, denn es tat nicht nur gut, die vom stundenlangen Hocken im Gebüsch malträtierten Knochen zu strecken und zu bewegen. Manfred brauchte Zeit zum Nachdenken.

Er hatte Kempowski auf der letzten Weihnachtsfeier im OKT kennengelernt. Uschi hatte ihm den Major vorgestellt. Manfred war davon überzeugt gewesen, daß Kempowski über seine Homosexualität im Bilde war, denn er hatte sich eingebildet, eine ablehnende, ja feindselige Haltung aus dessen Blick herauszulesen.

Am nächsten Tag erschien Uschi Braun wieder an ihrem Arbeitsplatz bei den »Thule-Nachrichten«, aber sie wirkte geistesabwesend und übermüdet, so als habe sie die ganze Nacht nicht geschlafen.

Sie hob noch nicht einmal die Augen, als Manfred ihr die aktuelle Ausgabe von heute auf den Tisch legte. Er hatte die Seite 2 aufgeschlagen und die Überschrift seines ganz oben abgedruckten Kommentars mit fettem rotem Filzstift markiert: „Eiskalt geplant - die Vernichtung eines ganzen Volkes« stand da zu lesen. Doch Uschi machte sich nicht einmal die Mühe, so zu tun, als würde sie einen Blick darauf werfen.

»Ich bin ja sowas von fertig!« jammerte sie. »Ich brauche erst einmal eine ganze Kanne Kaffee, um halbwegs Mensch zu werden. Wärst du so nett, Süßer?«

Manfred war so nett, auch wenn Kaffeekochen nicht wirklich zu seinen Aufgaben zählte.

Aber während er umständlich mit Filtertüten, Wasserkanne, Kaffeepulver und der Maschine hantierte, konnte er Uschi beiläufig Fragen stellen, ohne daß die eine Handhabe hatte, ihn aus dem Büro zu werfen.

»Die Sache mit den abgeschalteten Sonnen war ja der Hammer«, begann er beiläufig. »Ich glaube, ich werde eine Reportage darüber schreiben.«

»Tu, was du nicht lassen kannst! Wo bleibt mein Kaffee?« Uschi war heute so charmant wie schon lange nicht mehr.

»Kommt gleich. Für Licht und Wetter ist doch der technische Innendienst zuständig. Kennst du zufällig jemanden von denen?« Wie beiläufig blinzelte Manfred unter seinen langen Wimpern unauffällig in den kleinen Schminkspiegel, den Uschi neben der Kaffeemaschine angebracht halte. Er sah, daß sie wie elektrisiert hochschoß aus ihrem Elend. Aber sie war viel zu mitgenommen, um zu bemerken, daß sie beobachtet wurde.

»Nein!« antwortete sie eine Spur zu hastig und zu laut.

»Was ist denn mit diesem Major, den du mir auf der letzten Weihnachtsfeier vorgestellt hast? Hat der sich nicht von den Gorgern zum Innendienst versetzen lassen?« Im Spiegel sah Manfred, wie Uschi bleich wurde. »Wie hieß der doch noch gleich? War das nicht so ein Ruhrpott-

Name? Schimanski... Kaminski... Kempowski! Jetzt hab ich‘s! Major Kempowski war sein Name. Kannst du einen Kontakt für mich herstellen?« Er schaltete die Kaffeemaschine ein und drehte sich mit seinem freundlichsten Lächeln zu seiner Ressortleiterin um. »Kaffee ist gleich fertig!«

Uschi war das jetzt schon. »Ach, *den* meinst du«, sagte sie mit dem hilflosen Versuch, ein Lächeln zustande zubringen. »Ob der dir weiterhelfen kann, wage ich zu bezweifeln. Ich kann ja gerne mal versuchen, ihn anzurufen... aber ich habe ihn schon seit Tagen nicht mehr gesehen.«

»Kein Problem«, sagte Manfred mit seinem strahlendsten Lächeln. »Ich versuch‘s ganz einfach zuerst bei der Pressestelle der Truppe. Dein Kaffee ist gleich durchgelaufen. Bitte entschuldige mich jetzt, ich habe noch viel zu tun.«

Uschi Braun nickte nur schwach, als der Journalist ihr Büro verließ. Sie bekam nicht mehr mit, wie sich Manfreds fröhliches Lächeln in eine ernste, fast traurige Miene angestrengter Konzentration verwandelte.

Nach dem, was er gestern abend mit eigenen Augen gesehen hatte, wußte er definitiv, daß Uschi log. Nun war sein journalistischer Ehrgeiz geweckt.

---

8. »Du hättest nicht alt werden sollen, eh du klug geworden wärst.«

(William Shakespeare)

Seil der Vernichtung der HAARP-Anlage in Alaska waren fünf Tage vergangen. Thulemarschall Bittrich war entspannt und gelöst, als er das Gebäude des OKT im Bismarck-Block betrat. Der an der Pleiss-Allee gelegene Komplex aus hellgrauem Thule-Granit war endlich wieder ein sicherer Ort.

Der »Bärwolf« kam gerade aus dem Krankenhaus, wo die Ärzte Fahnenjunker Denkena mittlerweile aus dem künstlichen Koma geweckt hatten. Der Mann war noch immer schwer verletzt, aber er würde die Sache vermutlich ohne bleibende Schäden überstehen.

Die Sache - das war sein selbstloser Einsatz für den Marschall gewesen. Dadurch, daß er sich den Verschwörern mutig entgegengestellt, die Bittrich zugedachten Kugeln mit dem eigenen Körper aufgefangen und vor allem im letzten Augenblick die Panzertür zum Büro seines obersten Vorgesetzten geschlossen hatte, so daß der höchste Offizier des Reiches sicher gewesen war, bis loyale Truppen die Verräter erschossen hatten - dadurch hatte er

nicht nur Bittrich gerettet, sondern in letzter Konsequenz das gesamte Reich Thule.

Denkena war ein Held.

Überhaupt war heute ein Tag, an dem man Helden zeugen konnte, fand Bittrich. Er wußte schon, welche Meldungen ihn auf seinem Schreibtisch erwarteten, während er noch die langen Flure des Bismarck-Blocks durchmaß und die Ehrenbezeugungen der Schwarzuniformierten entgegennahm, die hier immer noch Dienst taten, weil ihre Vertrauenswürdigkeit erwiesen war. Denn schon bevor er ins Krankenhaus gefahren war, um Denkena zu besuchen, hatte ihn sein Stab telefonisch über die neusten Entwicklungen unterrichtet.

Nach der von der Luftwaffe durchgeführten Zwangsabschaltung der HAARP-Anlage hatten die Amerikaner keine Möglichkeit mehr, das Wetter der Welt zu manipulieren. Schon wenige Stunden, nachdem sich die Antennenwälder zu Stahlschmelze verflüssigt hatten, waren die unnatürlich hohen Temperaturen in Neu-Schwabenland deutlich gesunken, allein in der letzten Thule-Nacht um fast zehn Grad Celsius.

Nach den neusten Wettermeldungen lagen die Temperaturen draußen nun bei 51 Grad unter null im Bereich von Thule, und selbst an der Küste, an der es durch den mäßigenden Hinfluß des Ozeans deutlich »wärmer« war, zeigten die Thermometer minus 18 Grad an.

Für den antarktischen Winter waren das ganz normale Werte, und seit ihren ersten Jahren in dieser Welt aus Schnee und Eis hatten die Thule-Truppen auch in dieser Jahreszeit immer wieder draußen geübt, außerhalb der warmen Höhle. Sowohl die Männer als auch ihre Waffen waren bestens vorbereitet auf die eisigen Temperaturen, die jetzt hier herrschten - die Amerikaner hingegen nicht.

Dummerweise hatten die sich darauf verlassen, daß ihre HAARP-Anlage die Kälte im Griff behalten und ein Absacken der Quecksilbersäule unter einen Wert von minus zehn Grad verhindern würde. Nun waren die Soldaten Thules nur noch der zweitschlimmste Feind der Amis - ihr größter war die Kälte, die ihnen gnadenlos zusetzte und keinen Unterschied machte zwischen den armen Schweinen an der Front und den Offizieren, die sich in der rückwärtigen Linie eigentlich sicher gefühlt hatten.

Sobald einer der amerikanischen Abrams-Panzer abgestellt werden mußte, weil der Treibstoffnachschub ausblieb (und der blieb aus, weil die deutschen Jäger auf alles schossen, was sich aus der Deckung wagte), konnte man die

Kolosse vergessen.

Die Kälte fraß sich so rasch durch den Stahl, daß das nicht arktistaugliche Öl in den empfindlichen Lagern der Antriebsturbine gefror und sie zerstörte. Einmal abgestellt, waren die US-Panzer nur noch teurer Schrott.

Selbst die Verschlüsse der M16-Gewehre blockierten immer wieder, weil auch das amerikanische Waffenöl für diese Temperaturen nicht gemacht war.

Nach einigen Stunden harter Luftkämpfe hatten die deutschen Messerschmitts und Heinkels den dunklen Himmel über ihrer Heimat wieder befreit - was die amerikanischen Bodentruppen natürlich weiter in die Deckung und die Defensive zwang.

Als mit dem Ausfall von HAARP die FuMO-Zentrale in der Geßner-Spitze wieder den gewohnten vollständigen Überblick gehabt hatte, waren die Flieger des Reiches von der Verteidigung zum Angriff übergegangen und hatten die Invasionsflotte vor der Küste höchst erfolgreich attackiert. Seitdem die ersten Jabos die Bärenhöhle verlassen hatten, waren mehr amerikanische Schiffe versenkt als Flugzeuge Thules abgeschossen worden.

Bittrich hatte gerade mit seiner Familie beim Frühstück gesessen, als ihm seine Frau mit höchst genervter Miene das Telefon gebracht hatte. Am anderen Ende der Leitung war Generalmajor Dietrich Peltz gewesen, der voller Stolz verkündet hatte, daß es seinen Fliegern gelungen war, mit der »George H. W. Bush« den dritten großen Flugzeugträger der Amerikaner zu versenken.

Der Marschall hatte dem General gratuliert, wie es sich gehörte, dann aber sogleich hinzugefügt, daß unverzüglich die Spezialisten in Marsch zu setzen seien, die die Atomreaktoren des Schiffes bergen und eine radioaktive Verseuchung der Küstengewässer verhindern mußten.

Er hatte gleich noch ein paar weitere Anweisungen geben wollen, da Peltz nun sowieso schon in der Leitung war, aber seine Frau hatte ihm das Telefon einfach weggenommen, »Bitte sind Sie doch so freundlich und vertagen Sie Ihre Kriegsspiele, bis der Marschall wenigstens gefrühstückt hat! Danke!« in den Hörer gefaucht und die Verbindung unterbrochen.

Bittrich hatte tief Luft geholt, um etwas zu sagen, aber gleich wieder ausgeatmet, als seine Frau unmißverständlich klarstellte: »Auch der allergrößte Krieger braucht ein ordentliches Frühstück, wenn er den Feind besiegen will, mein Bärchen! Und deshalb wirst du jetzt in Ruhe zu Ende frühstücken. Bis dahin kann Peltz auch ganz gut ohne dich >Schiffe versenken< spielen.«

Ein Blick in ihre Augen hatte ihm gezeigt, daß Widerspruch zwecklos war. Ein wirklich guter Krieger mußte seine Grenzen kennen. Als seine beiden fast schon flüggen Töchter, die mit am Frühstückstisch saßen, leise zu kichern begannen, waren die Meinungsverschiedenheiten des Ehepaars Bittrich allerdings beendet. Simultan schössen Mutter und Vater strafende Blicke auf die allzu frechen jungen Damen ab.

Als Bernhard Bittrich sein Büro betrat, wartete schon eine Ordonnanz von der Funkzentrale auf ihn. Der Hauptmann reichte dem Marschall ein einziges, mit nur wenigen Zeilen beschriebenes Blatt, das er in einer Aktenmappe gehütet hatte.

Er wartete erst gar nicht, bis sein oberster Vorgesetzter das Papier gelesen hatte, sondern verkündete voller Stolz: »Admiral Hackensack, der Befehlshaber der Invasionsflotte, hat uns soeben seine Kapitulation übermittelt. Er bietet uns den sofortigen Abzug seiner Soldaten vom Festland an und bittet um freien Abzug seiner Flotte, >weil wir sowieso nichts damit anfangen könnten, wie er schreibt, der gerissene Hund. Der Generalstab hat jedenfalls - Ihr Einverständnis vorausgesetzt, Thulemarschall - alle Angriffsoperationen einstellen lassen. Unsere Piloten fliegen momentan nur Aufklärung und melden übereinstimmend, daß die Amerikaner ihre Truppen zurückziehen. Die schweren Waffen lassen sie stehen und liegen, wo sie gerade sind.«

Bittrich nickte in stillem Triumph. Endlich sagte er: »Der Generalstab hat vollkommen richtig gehandelt. Ich werde gleich hinübergehen und jedem einzelnen der Herren persönlich gratulieren. Vorher brauche ich allerdings noch eine Telefonverbindung ins Weiße Haus. Fall Rot tritt in die heiße Phase ein!«

Die amerikanische Präsidentin saß im Oval Office, blickte hinaus auf den sommerlichen Rasen vor dem Fenster, der teilweise von einem großen Baum beschattet wurde, und haderte mit ihrem Schicksal.

Ihr Leben lang hatte sie davon geträumt, in diesem wunderschönen Raum zu sitzen und die Macht nicht nur über ihr Volk, sondern praktisch über die ganze Welt auszuüben. Und dann hatten ihr diese verdammten Deutschen, von deren Existenz sie erst am Tag ihres Amtsantrittes erfahren hatte, alles verdorben!

Sie schalt sich eine Närrin, daß sie nicht auf die Warnungen all ihrer Amtsvorgänger seit Truman gehört und die Nazis in Thule in Ruhe gelassen hatte. Nun - eigentlich hatte sie das ja tatsächlich getan. Sie hatte sich nur von

den Militärs dazu breitschlagen lassen, Kernwaffen gegen das aufmüpfige Rotchina einzusetzen. Sie hatte gedacht, daß das geheime Präsidentenprotokoll mit Thule, das den Einsatz jeglicher ABC-Waffen verbot, nach so langer Zeit niemanden wirklich mehr interessierte. Es wäre der US Air Force schon gelungen, genügend der chinesischen Atomraketen abzuschießen, um das eigene Land vor allzu großen Verlusten zu verschonen und gleichzeitig das rote Riesenreich in die Steinzeit zurückzubomben, in der es die Luft dieses Planeten nicht mehr mit dem für die Freunde der wirklich wichtigen Menschen so schädlichen Kohlendioxid verschmutzen konnte.

Natürlich hatte sie auch erst bei ihrem Amtsantritt von der Existenz dieser Wohltäter der Menschheit erfahren, die einfach zu bescheiden waren, um offen aufzutreten. Das erste Zusammentreffen mit Commander Sslurssoo (oder so) würde sie niemals vergessen.

Anfangs halte sie sich vor dem unheimlichen Alien sogar gefürchtet. Aber diese Furcht war sehr schnell der Faszination gewichen, als der sie über das Jungbrunnenserum und die für sie vorgesehene Behandlung damit informiert hatte.

Sie hatte schon vorher die Früchte ihres unaufhaltsamen Aufstiegs zur Macht zu genießen gewußt, wenn ihr etwa während ihrer Zeit als Senatorin anfangs von den weniger wichtigen, später von einflußreichsten »Lobbyisten« - von Interessengruppen und Firmen bezahlten Aktivisten, deren einzige Aufgabe darin bestand, Politiker zu beeinflussen - anfangs dünnere, dann immer dicker werdende Umschläge mit Bargeld zugesteckt worden waren.

Von diesen Geldern hatten weder die Öffentlichkeit noch die Finanzbehörden jemals etwas gehört. Politiker in den USA wurden traditionell schlecht bezahlt, und mit dem Inhalt solcher Umschläge - der auch schon mal aus 500 000 Dollar bestehen konnte - war man in der Lage, Altersvorsorge zu betreiben und ein paar Cent für schlechte Tage zurückzulegen.

Die Präsidentin war schon immer vorsichtig bei der Auswahl der Menschen gewesen, von denen sie solche »Spenden« angenommen hatte, und noch vorsichtiger bei der Ausgestaltung der Geldübergabe. Selbst ihre größten politischen Feinde hatten ihr niemals etwas ans Zeug flicken können, und damit war für sie alles in Ordnung gewesen. Doch die Vorstellung, ihren Körper wieder verjüngen und 140 Jahre alt werden zu können, hatte sie jede Vorsicht vergessen lassen. Zwar hatte sie sich nie allzuviel auf ihren Körper

eingebildet und sich immer über ihren hellwachen Verstand definiert. Doch jetzt, da sie die 60 überschritten hatte, überschritt der Umfang ihrer Hüfte Grenzen, die sie vorher niemals für möglich gehalten hätte. Ihr noch vor wenigen Jahren fester, nicht besonders großer, aber doch sehr straffer Busen hatte sieh in ein trauriges Gehänge verwandelt, dessen Brustwarzen, wären sie Augen gewesen, stets nur ihre Füße im Blick gehabt hätten. An die furchtbaren Falten, die ihr Gesicht entstellten, wollte sie lieber gar nicht erst denken, und daß ihr Rücken mittlerweile an jedem Morgen schmerzte und das Aufstehen zur Qual machte, war vielleicht das schlimmste Symptom des Alterns überhaupt.

Sie wäre doch verrückt gewesen, hätte sie das Angebot abgelehnt, wieder jung, straff und vor allem gesund und schmerzfrei zu werden. Daß das Mittel der Aliens wirkte, konnte sie jeden Tag an ihrem engen politischen Berater Sam Roth sehen.

Der war ihr Tutor an der Universität von Yale gewesen und gut zwölf Jahre älter als sie. Er hatte ihr politisches Talent sofort erkannt und sie nach Kräften gefördert. Sam war eine der zahlreichen Figuren, die von einflußreichen Kreisen in den LISA an die Hochschulen geschickt wurden, um Talente wie die heutige Präsidentin zu finden und zu fördern.

Er war zusammen mit ihr aufgestiegen, hatte Kontakte für sie geknüpft, Bündnisse geschmiedet, notwendige Finanzmittel für Wahlkämpfe besorgt - und sogar ihren Ehemann, in den sie sich als Doktorandin unsterblich verliebt hatte, den anzusprechen sie damals aber noch viel zu schüchtern gewesen war.

Nun, das war alles sehr lange her. Sam war immer der Mann im Hintergrund gewesen, der es sorgsam vermieden hatte, die Aufmerksamkeit der Medien auf sich zu ziehen. Es gab so gut wie keine Foto- und Filmaufnahmen von ihm. Und dennoch schminkte sich der 73jährige heute auf alt und ging in Gegenwart fremder Menschen immer ein wenig gebeugt, denn er war in der Zeit zwischen Wahl und Amtsantritt »seiner« Präsidentin mit dem Serum behandelt worden.

Ohne seine Verkleidung sah er aus wie ein Mann Mitte 30, tatsächlich in den besten Jahren und auf dem Höhepunkt seiner Kraft. Und er würde sich bis zu seinem Tod, mit dem erst in deutlich mehr als 60 Jahren zu rechnen war. nicht mehr verändern. Deshalb hatte er auch vor, nach dem Ende der Amtszeit der Präsidentin eine neue Identität anzunehmen und sich eine Insel irgendwo in der Karibik zu kaufen.

Etwas in der Art wollte sie auch - wobei sie mehr an eine große Ranch in Montana dachte.

Dieser Wunsch nach ewiger Jugend und langem Leben hatte sie ihren politischen Instinkt vergessen lassen - und so blickten ihre Augen zwar auf den Rasen vor dem Oval Office, doch tief in ihrem Inneren schaute sie auf die Trümmer ihrer Träume.

Ja, sie hatte es geschafft, als erste Frau Präsident der USA zu werden. Doch dann war ihr alles entglitten. Man würde es niemals vergessen, daß mit der ersten Frau im Weißen Haus auch das Ende der Union gekommen war. Wie einst Abraham Lincoln war sie mit einem Aufstand der rassistischen Südstaatler konfrontiert worden - doch anders als jener große Präsident hatte sie ihn nicht eindämmen können und den Bürgerkrieg schon nach wenigen Tagen verloren, noch bevor er überhaupt richtig angefangen hatte!

Es war ihr ja nicht einmal gelungen, den Hurenbock, zu dem sich ihr einst so sehr geliebter Mann entwickelt hatte, aus der Welt zu räumen, obwohl ihr zu diesem Zweck sogar eine Atombombe zur Verfügung gestanden hatte!

Alles, was sie anfaßte, schien plötzlich aus dem Ruder zu laufen - und alles nur wegen der verdammten Nazis am Südpol! Schon mehr als einmal hatte sie sich gewünscht, der großartige Präsident Franklin Delano Roosevelt wäre nicht so früh gestorben und hätte es seinem Finanzminister Morgenthau ermöglicht, seinen leider niemals verwirklichten Deutschlandplan in die Tat umzusetzen.

Andererseits - und das mußte sie sich ehrlicherweise eingestehen - hätte das an ihrer gegenwärtigen Lage kaum etwas geändert. Denn die Thule-Nazis, die ihr heute so sehr zu schaffen machten, hatten sich in weiser Voraussicht schon abgesetzt, bevor ein einziger tapferer amerikanischer Soldat seinen Fuß in das Land dieser Verbrecher hatte setzen können.

Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer erschlafften Brust. Auch nach der Abspaltung der Konföderierten verfügte sie über eine beachtliche militärische Macht - und sie war eine Frau. Als solche war sie rachsüchtig genug, um den Thule-Nazis die Schmach der Niederlagen, die sie als persönliche empfunden hatte, unbedingt heimzahlen zu wollen.

Und so hatte sie sämtliche noch verfügbaren Truppen zusammengekratzt, von ihren ganz speziellen Geheimdiensten, von denen nicht einmal CIA und FBI etwas ahnten, eine groß angelegte Verschwörung in der Höhlenwelt organisieren lassen -und all das nur, um den tatsächlich geplanten Giftgaseinsatz gegen diese Höhlenwelt zu tarnen, mit dem die deutsche

Seuche ein für allemal und endgültig vom Antlitz des Planeten hätte getilgt werden können.

Doch auch das war gescheitert. Die Götter hatten sich von ihr abgewandt. Die Nachrichten, die aus der Antarktis kamen, wurden mit jedem Augenblick dramatischer.

Zuerst hatte ihr Mann sie verlassen, dann war ihm das Glück gefolgt - und nun hatte sich auch noch ihr Freund und Mentor Sam still und heimlich aus dem Staub gemacht.

Natürlich hatte sie nach ihm suchen lassen - vergebens. Denn als junger Mann konnte Sam überall unerkannt untertauchen, und er verfügte über genügend Finanzmittel aus seiner langen politischen Karriere, um nie wieder irgendwo auftauchen zu müssen.

Die Präsidentin war jetzt wirklich allein.

Nicht einmal im Oval Office konnte sie noch ungestört sein. Die Tür wurde aufgestoßen, und Angus T. Jones, der Chef ihrer Leibwächter, stürmte herein. Der massige Mulatte von fast zwei Metern Körpergröße wirkte nervös.

Unaufgefordert sprach er sie an: »Wir haben eine Bombendrohung, Mrs. President. Sie müssen unverzüglich den Schutzraum aufsuchen!«

»Ich denke ja gar nicht daran! Das muß ein Scherz sein!« erwiderte sie empört. »Niemand kommt nahe genug an das Weiße Haus heran, um heimlich eine Bombe abzulegen!«

»Das habe ich auch nicht behauptet! Leider haben wir keine Zeit für Diskussionen, Madam! Tut mir leid!« Mit einem Satz war Angus heran, umschlang die völlig verblüffte Präsidentin mit dem linken Arm an der Hüfte und hob sie aus dem Sessel, als habe sie kein Gewicht. Er klemmte sie sich unter den Arm wie ein kleines Hündchen und stürmte aus dem Büro.

Die oberste Frau im Staate USA war dermaßen verblüfft, daß sie nur unartikulierte Laute ausstoßen konnte. Wild zappelnd hing sie in Jones‘ Griff, aber der schien das nicht einmal zu bemerken.

So schnell er konnte, rannte er mit seiner Fracht, die auch schon mal leichter gewesen war. auf die Tür zum Vorrangaufzug zu. Der stand nur der Präsidentin und von ihr autorisierten Mitarbeitern zur Verfügung und führte direkt in den tief unter dem Weißen Haus liegenden Atombunker.

Jetzt erst sah die Präsidentin, daß auch die Mitarbeiter der Regierung fluchtartig ihre Büros verließen und zu den Ausgängen rannten. »Lassen sie mich sofort runter, Sie Grobian!« schimpfte sie und trommelte mit ihren

Fäusten auf den einzigen Teil von Jones“ Körper, den sie erreichen konnte: den Bauch.

Der Leibwächter zeigte sich anders als seine Chefin nicht beeindruckt. Seine bestens trainierte Bauchmuskulatur war so hart, daß die Präsidentin ihre Attacken schon nach den ersten Schlägen mit einem Aufschrei einstellte und sich die plötzlich stark schmerzenden Fingerknöchel rieb.

Erst als sich die Aufzugtür hinter ihnen schloß, stellte Jones seine Oberbefehlshaberin auf dem Boden ab. Die rang noch immer um ihre Fassung und fauchte ihn an: »Was fällt Ihnen ein, Sie...!«

»Tut mir leid, Madam, aber wir haben ernst zu nehmende Drohungen gegen das Weiße Haus, das Kapitol und das Lincoln Memorial erhalten. Momentan lassen wir alles räumen. Die Regierungsmitglieder werden mit den anderen Aufzügen in Sicherheit gebracht.«

»Wer zum Teufel will denn das Denkmal Lincolns sprengen? Etwa Roberts und seine Südstaaten-Kumpane?«

»Nein! Das sind die Rassisten aus Thule! Und diesmal machen sie ernst!«

Der Aufzug spuckte die Präsidentin und ihren Leibwächter mitten im Geschehen aus. Die Tür zum Schacht bestand hier unten aus massivstem Panzerstahl, und die Frau wußte, daß auch der Aufzugschacht selbst in diesem Augenblick von mehreren Stahl- und Betonplatten atombombensicher verschlossen wurde.

Dies war die eigentliche Machtzentrale der USA, und angesichts der aktuellen Lage - immerhin befand sich das Land in einem ausgewachsenen Krieg - sah man etwa ebenso viele Uniformierte wie Zivilisten. Sie verteilten sich auf unzählige Arbeitsplätze, von denen die meisten mit Bildschirmen ausgerüstet waren.

Weitere Riesenmonitore an der rückwärtigen Wand zeigten Weltkarten mit strategischen Symbolen: auf einem prangte eine Luftaufnahme des Regierungsviertels von Washington.

Die Präsidentin verschaffte sich einen raschen Überblick über die Anwesenden in dem Saal. Sam Roth konnte sie nirgendwo entdecken. Natürlich nicht.

Der Vorsitzende des Generalstabs kam in seiner schicken Admiralsuniform (die nach Meinung der Präsidentin in einer verzweifelten Lage wie dieser reichlich deplatziert wirkte) auf sie zu, deutete einen militärischen Gruß an und wollte gerade etwas sagen, als der Bunker erzitterte. Erschrocken schrie die Präsidentin auf, stolperte und wäre hingefallen, hätte der stets wachsame

Angus sie nicht festgehalten.

Der Admiral war kreidebleich geworden, beeilte sich dann aber zu sagen: »Kein Grund zur Sorge, Frau Präsident. Dieser Bunker ist atombombensicher.« Daß er einen Volltreffer mit einer der neuen speziell für den Einsatz gegen Bunker entwickelten gepanzerten Atombomben nicht überstehen würde, verschwieg er, um die Lage nicht noch komplizierter zu machen.

Aber an so etwas verschwendete die Präsidenten jetzt sowieso keinen Gedanken mehr. »Das Weiße Haus!« kreischte sie voller Entsetzen. »Meine Kleider! Das neue Dior-Kostüm!«

Der große Bildschirm mit der Luftaufnahme zeigte, wie an drei Stellen von Washington Staub und Qualm aufstiegen: Das Weiße Haus, das Kapitol und das Lincoln-Denkmal lagen in Schutt und Asche, die Reste der beiden ersteren standen in Flammen - und jetzt quoll auch fetter schwarzer Rauch aus den Trümmern des griechischen Tempels - offenbar war das Museum im Untergeschoß des Denkmals in Flammen aufgegangen.

»Strahlung?« brüllte der Admiral in die allgemeine Aufregung hinein. Schlagartig wurde es ruhig, und vor allem die Uniformierten konzentrierten sich auf ihre Arbeit.

»Nein, Sir«, rief ein Hauptmann durch den ganzen Saal. »Offenbar wurden nur konventionelle Sprengkörper eingesetzt, diese aber von großem Kaliber und extremer Wucht.«

»Hier kommt gerade eine Meldung von einem unserer Aufklärer«, meldete ein anderer. »Die >Hindenburg< wurde rund zweihundert Seemeilen südöstlich von Atlantic City entdeckt!«

»Diese Barbaren«, stieß die Präsidentin hervor, und sie schluchzte fast dabei. »Diese... Nazis!«

In diesem Moment schlug die zweite Salve in den drei Zielen ein und pulverisierte völlig, was bis jetzt noch übriggeblieben war.

Erneut schwankte der Bunker, blieb aber intakt.

Die Präsidentin hatte jetzt keine Angst mehr. Sie brüllte ihre hilflose Wut in einem schrillen Schrei heraus, der jedes andere Geräusch im Bunker mühelos übertönte und jeder Furie des klassischen griechischen Altertums zur Ehre gereicht hätte.

»Funkruf von Thule!« Ein Leutnant brüllte die drei Worte durch den Kommandobunker und legte dann ohne einen Befehl abzuwarten das empfangene Bild auf den großen Monitor, der soeben noch die rauchenden

Trümmer drei der stolzesten Wahrzeichen Washingtons gezeigt hatte. Zu sehen war Thulemarschall Bittrich in vollständiger Paradeuniform mitsamt vorschriftsmäßiger Kappe. Er saß am großen Schreibtisch in seinem Büro und blickte mit ernster Miene in die Kamera.

»Ich grüße Sie, Frau Präsidentin«, sagte er mit wie versteinert wirkendem Gesicht. »Ich verzichte darauf, Ihnen einen guten Tag zu wünschen, denn ich glaube nicht, daß es einer für Sie wird.« Er sprach feinstes Oxford-Englisch (das in den Ohren von Amerikanern immer ein bißchen arrogant klang), denn das, was jetzt kam, wollte er nicht durch einen Dolmetscher verwässern lassen.

»Was wollen Sie, Sie... Sie Nazi?« In das letzte Wort legte die Frau alle Verachtung, derer sie fähig war. Übergangslos wirkte sie wieder arrogant, mächtig und gefährlich. Sie hätte eine der besten Schauspielerinnen Hollywoods werden können, hätte sie nur etwas besser ausgesehen.

Bittrich blieb ruhig, und das ließ ihn noch gefährlicher wirken. »Zuerst erlaube ich mir, Sie darauf hinzuweisen, daß es im ganzen Reich Thule keine Nazis gibt. Unsere Vorfahren habe sich ja nicht zuletzt deswegen abgesetzt, weil sie von den Nazis die Nase voll hatten. Aber das wissen Sie doch längst!«

»Ich weiß nur, daß Ihre Vorfahren ein feiger Haufen waren, der sich der Verantwortung für seine Taten nicht stellen wollte«, giftete die Präsidentin.

»Das können Sie sehen, wie Sie wollen. Wir sind schließlich tolerant und schreiben niemandem vor, was er zu denken und zu sagen hat und was nicht.« Falls Bittrich genervt war, ließ er sich das nicht anmerken. »Aber unsere Toleranz geht nicht so weit, daß wir uns widerstandslos ermorden lassen. Verehrteste!« Er nahm eine Aktenmappe von der Tischplatte, hielt sie in die Kamera und erklärte: »Diese Dokumentation über Ihren versuchten Gasangriff auf das Reich sowie über die ungeheuerlichen Vorgänge in Meimersdorf wird soeben allen Medien und Menschenrechtsorganisationen weltweit zugestellt. Ich gebe zu, man muß Sie bewundern, wie gut Sie das Rote Kreuz im Griff haben -das wollte nämlich keine Expertenkommission nach Meimersdorf entsenden. Aber der Rote Halbmond ist schon unterwegs, und Expertenkommissionen der iranischen und der chinesischen Regierungen landen gerade.«

»Schöne Freunde haben Sie«, giftete die Präsidentin. »Wer wird denen schon glauben?«

»So ziemlich die ganze Welt.« Bittrich lächelte freudlos. »Wir haben

nämlich Filme und Bilder der Vorgänge in großer Zahl ins Internet gestellt, zum Beispiel bei YouTube.«

Ein junger Zivilist an einem Monitor fast unmittelbar neben der Präsidentin hackte wie wild auf seiner Tastatur herum, und tatsächlich zeigte sein Schirm erst eine an ein Scheunentor genagelte Frauenleiche und dann einen Tunnel mit einer unendlichen Reihe von gelben Gasbehältern. Die Kamera fuhr näher heran und zeigte die Aufschrift »VX-UVr«. Dann schwenkte sie herum auf einen toten Soldaten in der Uniform der US Army.

»Sitzen Sie nicht so dumm da! Tun Sie etwas!« zischte die Präsidentin, und der junge Mann hackte noch hektischer auf die Tasten ein.

»Sie bemühen sich vergebens«, ließ sich Bittrich vernehmen. »Wir haben den YouTube-Dienst selbstverständlich vorher so manipuliert, daß sowohl deren Zentrale als auch Sie keinen Zugriff mehr haben. Sie sind also nicht in der Lage, die Filme zu löschen!« Derjunge Mann neben der Präsidentin machte eine Geste der Hilflosigkeit.

»Aber genug der Plänkeleien«, sagte Bittrich und nahm ein einzelnes Blatt Papier von seinem Tisch. »Dies ist die Kapitulation Ihres antarktischen Expeditionskorps, unterzeichnet von Admiral Hackensack. Er hat alle Angriffshandlungen eingestellt, zieht seine Männer zurück und bittet um freien Abzug für seine Schiffe. Ich bin geneigt, ihm selbigen zu gewähren, sofern Sie kooperieren.«

»Kooperieren?« Der Präsidentin schwante Böses.

»Auch wenn Sie uns ohne Kriegserklärung angegriffen haben, befinden wir uns doch im Krieg. Ich bin bereit, den USA einen Friedensvertrag anzubieten!«

»Tatsächlich? Und deswegen beschießen Sie Washington?«

»Wir haben nicht Washington beschossen, Verehrteste, sondern nur die zwei größten Symbole des Yankee-Hochmuts, das Weiße Haus und das Kapitol, dem Erdboden gleichgemacht. Denn wenn mir Ihr versuchter Mord an meinem Volk eines gezeigt hat, dann bei Gott, daß es allerhöchste Zeit ist, diesen Hochmut ein für allemal zu brechen! Sie werden nie wieder einen Vernichtungskrieg gegen uns führen und auch gegen sonst niemanden mehr!«

Die Präsidentin war sprachlos, und deshalb ergriff der Chef des Generalstabs das Wort: »Wenn Sie Kapitol und Weißes Haus als Symbole unseres angeblichen Hochmuts ansahen -warum haben Sie dann auch das Lincoln Memorial beschossen?«

Jetzt war Bittrichs Lächeln ehrlich, denn es war böse. »Das geschah nur,

um meinem Freund General Roberts eine kleine Freude zu machen. Immerhin konnte er überzeugend darlegen, daß es sich bei Lincoln um einen Hochverräter handelte, der die freiheitliche Verfassung Ihres Landes gleich mehrfach gebrochen hat, nur um den Süden zu knechten. Werden Sie endlich anständig - solchen Leuten setzt man kein Denkmal!«

»Wie sieht dieser... Friedensvertrag aus?« Die Präsidentin hatte sich wieder gefangen. Und ihr schwante Böses.

»Lassen Sie mich vorher noch kurz erklären, wie die Konsequenzen aussähen, wenn wir heute nicht zu einer Einigung kommen würden«, sagte der Thulemarschall mit unbewegter Miene. »Wir haben die Kampfgruppe um den Flugzeugträger >Hindenburg< durch die Nordwestpassage vor Ihre Ostküste geführt. Ist es nicht praktisch, wenn das Eismeer nicht mehr zufriert?

Darüber hinaus haben wir eine Schlachtschiffsgruppe im Pazifik zusammengezogen. Wie wir schon bewiesen haben, sind wir mit dieser Streitmacht in der Lage, alle ihre Großstädte zu erreichen und vollständig dem Erdboden gleichzumachen. Sollten wir heute nicht zu einer Einigung kommen, wird die Bombardierung noch im Laufe des Tages beginnen. Darüber hinaus werde ich die Kapitulation ihres Admirals Hackensack nicht annehmen und sein Flotte als das behandeln, was sie ist: eine verbrecherische Organisation, die versucht hat, mein Volk auszurotten, meine Familie und darüber hinaus sogar mich ganz persönlich.«

Die Präsidentin konnte ein hilfloses Stöhnen nicht ganz unterdrücken. »Sie... wollen also einen Friedensvertrag? Wie genau sieht der aus?«

»Der Vertrag wird Ihnen soeben übermittelt. Aber ich will Ihnen gern die wichtigsten Punkte...«

»Vertrag? Sie meinen doch sicher Vertragsentwurf?!«

»Ganz und gar nicht, meine Liebe. Der Vertrag ist in Gänze so beschlossen und steht nicht zur Diskussion.« Bittrichs Stirn hatte sich umwölkt, denn er mochte es ganz und gar nicht, wenn ihm jemand ins Wort fiel. »Und nun zu den wichtigsten Punkten... ah, wie ich sehe, werden sie Ihnen soeben vorgelegt. Dann kann ich meine Stimme ja schonen.«

Ein Offizier brachte der Präsidentin das Papier, das vor Sekunden über das weltweite Rechnernetz hereingekommen war. Schon der erste Blick darauf ließ sie erblassen. Sie brauchte einen Stuhl.

Die Forderungen des Reiches Thule waren angesichts des Ausmaßes der amerikanischen Schuld mehr als moderat. Die Kernaussage des Vertrags war

gleich auf der ersten Seite übersichtlich zusammengefaßt und wird im folgenden wörtlich wiedergegeben:

Um die Bedrohung des Weltfriedens durch den amerikanischen Militarismus für immer zu beenden, werden den Vereinigten Staaten von Amerika folgende Bestimmungen auferlegt, zu deren Einhaltung sie sich unwiderruflich verpflichten:

- *Auflösung des Großen Generalstabs (»Joint Chiefs of Staff«)*
- *Berufsheer mit maximal 100 000 Mann und etwa 4000 Offizieren*
- *Beschränkung auf eine einmalige Dienstzeit von zwölf Jahren ohne Wiederverpflichtungsmöglichkeit, maximal fünf Prozent der Mannschaften dürfen vorzeitig Jährlich ausscheiden, Verbot einer Wehrpflicht*
- *Verbot von militärischen Vereinen, Militärmissionen und Mobilmachungsmaßnahmen*
- *Marine mit 15 000 Mann, sechs Kreuzern, sechs kleinen Kreuzern und zwölf Torpedobooten*
- *Verbot aller schweren Waffen wie U-Boote, Panzer, Flugzeugträger - vorhandene sind unter Aufsicht abzuwracken*
- *Verbot von ABC-Waffen*
- *Beschränkung der Waffenvorräte auf 102 000 Gewehre und 40,8 Millionen Gewehrpatronen*
- *Verbot von Luftstreitkräften.*
- *Aufgabe aller Militärstützpunkte außerhalb des Festlandes*
- *Verbot jeglicher Raumfahrt und. -forschung*
- *Entmilitarisierung eines 50 Kilometer breiten Streifens entlang der Grenze zu den Konföderierten Staaten von Amerika*

Es folgten Ausführungs-, Überwachungs- und Detailbestimmungen.

Die wichtigste davon lautete: Alle Vertragsbestimmungen waren innerhalb von drei Monaten nach Unterzeichnung umzusetzen.

Geschah das nicht, war das Reich Thule automatisch zu massivsten Strafmaßnahmen berechtigt.

Die Präsidentin war so bleich wie noch nie zuvor in ihrem Leben. »Das... ist ungeheuerlich!« war alles, was Sie hervorbrachte.

»Da wir großen Wert auf die Meinungsfreiheit legen, dürfen Sie das natürlich sehen, wie Sie wollen, Gnädigste. Das ändert aber nichts daran, daß wir in einer Stunde mit unseren Vergeltungsmaßnahmen beginnen, sollten Sie den Vertrag bis dahin nicht unterzeichnet haben.« Bittrich unterbrach die

Verbindung.

So schnell war die Präsidentin nicht zur Aufgabe bereit. »Eine Verbindung mit Hackensack! Aber sofort!« brüllte sie.

Das Gespräch mit dem Admiral kam zustande, allerdings ohne Bildleitung. Der Offizier mußte gestehen, daß die Lage aussichtslos war.

Thule-Flugzeuge beherrschten den Himmel, man hatte enorme Verluste nicht zuletzt durch das eigene Kampfgas erlitten und konnte froh sein, wenn man das nackte Leben rettete.

Noch während dieser Unterredung hatten sich die Experten über den Friedensvertrag hergemacht und zahlreiche weitere Details gefunden, die Thule den USA ultimativ abverlangte. So war es beispielsweise allen staatlichen Stellen verboten, Neu- oder Umbauten im klassizistischen oder anderen historisierenden Baustilen vorzunehmen.

Für staatliche Gebäude waren nur noch moderne Konstruktionen (das Kanzleramt in Berlin wurde ausdrücklich als Beispiel genannt) und Glas, Stahl sowie Sichtbeton als Baustoffe erlaubt.

»Diese... diese verdammten arischen Nazis wollen uns brechen!« stieß die Präsidentin schließlich fassungslos hervor. »Diese Bedingungen sind ja schlimmer als das, was wir 1945 von den Deutschen verlangt haben!«

»Nicht ganz«, versuchte sie der Generalstabschef zu beruhigen, der sich inzwischen flüsternd mit einigen Beratern unterhalten hatte. »Immerhin verlangen sie keine bedingungslose Kapitulation. Die Vertragsbedingungen entsprechen in etwa denen des Versailler Vertrags von 1919 - allerdings ohne die Reparationen. Die Nazis wollen tatsächlich kein Geld von uns!«

»Was wollen diese Verbrecher dann?«

»Nicht viel, Frau Präsident. Schauen Sie auf Seite 48 des Vertrags!«

Sie tat, wie ihr geheißen, und ihre Augen wurden groß. »Das ist Erpressung!«

»Vermutlich.« Der Generalstabschef war auf einmal sehr gelassen, denn er wußte, daß seine Karriere hier und heute zu Ende war. »Aber besser als ein vorzeitiger Tod durch Bomben und Granaten aus Thule ist es allemal.«

Mit einem unmenschlichen Kreischen, wie man es bisher vielleicht im Affenhaus des Zoos von Washington gehört hatte, aber noch nie in diesem Raum, stürzte sich die Präsidentin auf ihren höchsten Offizier und zerkratzte ihm das Gesicht.

Angus T. Jones brauchte Hilfe, um sie von dem Admiral fortzuziehen.

Aber tief in seinem Inneren konnte er seine Chefin verstehen. Selbst ein

Generalstabschef mußte zu irgend etwas nütze sein.

Wenn er schon nicht dazu taugte, einen Krieg zu gewinnen, mußte er es sich eben gefallen lassen, als Ventil für die Wut der höchsten Frau im Staate zu dienen.

Zwei Minuten vor Ablauf des Ultimatums rief die Präsidentin in Neu-Berlin an und bat tränenreich um Abmilderung des Friedensvertrages. Bittrich ließ sich nicht beeindrucken (dafür war er schon viel zu lange verheiratet) und bestand auf ihrer Unterschrift unter den unveränderten Vertrag.

Sie leistete ihn in letzter Sekunde.

»Gut«, sagte der Marschall ernst. »Eine kleine Flotte meiner Transportmaschinen ist schon auf dem Weg zu ihnen, um die Vereinbarungen von Seite 48 in die Tat umzusetzen. Die bringen auch meinen Sondergesandten mit, der die Unterschrift beglaubigen und Ihnen Ihr von mir unterzeichnetes Vertragsexemplar aushändigen wird.« Er machte eine kleine Kunstpause und schaute demonstrativ auf seine Armbanduhr. »Ach ja... die Maschinen werden in einer Viertelstunde vor Ort sein. Bitte setzen Sie sich mit dem Museumsleiter in Verbindung und natürlich auch noch mit Ihrer Luftwaffe in Abwicklung, damit nicht versehentlich auf unsere Maschinen geschossen wird. Und dann sind Sie bitte noch so nett und lassen die Mall räumen. Denn dort werden wir landen.«

Bevor die Präsidentin auch nur noch Luft holen konnte, war die Verbindung unterbrochen.

Wie an einer Perlenschnur aufgezogen schwebten 20 schwere Transportflugzeuge vom Typ Messerschmitt Me 838 über Washington ein. In einem eleganten Bogen kurvten sie am Obelisken des Washington-Denkmals vorbei und setzten dann mit ihrem geländegängigen Fahrwerk aus Kunststoffraupenketten auf dem Rasen der Mall auf, die sich von hier noch mehr als 1,5 Kilometer bis zu den rauchenden Ruinen des Kapitals erstreckte und damit mehr als genug Platz für die schweren Maschinen bot, die trotz ihrer Größe mit 600 Meter Landestrecke und 800 Meter Startbahn auskamen.

Viele der zahlreich erschienenen Bewohner Washingtons, die von den mit massiven Kräften angerückten Polizeieinheiten teils nur mit Mühe zurückgehalten werden konnten, sahen zum erstenmal ein Flugzeug mit einem Thuledeutschen Balkenkreuz.

Kaum war der erste der hochbeinigen Nurflügler zum Stehen gekommen, senkte er den in den Rumpf integrierten Standardlastbehälter ab. Zahlreiche

je zur Hälfte mit MP 98 und Karabiner K 3 bewaffnete Soldaten in schwarzen Kampfanzügen und mit ebenso schwarzen Stahlhelmen auf dem Kopf sprangen heraus und bildeten eine weite Postenkette um die Flugzeuge, die nun alle ihre Lastenbehälter absenkten.

Es kam zu einer bedrohlichen Situation, als einige der Zivilisten, die überwiegend erkennbar nicht mehr von den Pilgervätern abstammten - der Anteil der Weißem in der Stadt näherte sich 20 Prozent - plötzlich Waffen in der Hand hatten.

Wie ein Mann lagen die Schwarzuniformierten am Boden und zielten über ihre Marschtornister hinweg, die sie vor sich auf den Boden gelegt hatten, auf die Menge. In jedem Tornister befand sich auch eine zusammengerollte schußsichere Kevlardecke, die in Verbindung mit dem ebenfalls schußfesten Helm und der Splitterschutzweste hervorragenden Schutz bot. Auf Befehl des hochgewachsenen Hauptmanns, der als einziger stehenblieb, verschwanden einige Soldaten im Frachtbehälter und kamen mit schweren MG wieder heraus, die sie zu beiden Seilen des Flugzeugs aufbauten.

Der Offizier aber hängte sich eine MP lässig über die Schulter, nahm den Helm ab und befestigte ihn am Gürtel. Sein blondes Haar leuchtete weithin und machte ihn zu einem leichten Ziel, doch niemand wagte, auf ihn zu schießen. Magnus Wittmann wußte, daß er sich hundertprozentig auf die Soldaten seiner Sondereinheit verlassen konnte.

Er schlenderte auf einen der Polizisten an der Absperrung zu, den seine Uniform als Sheriff auswies, einer der wenigen Weißen, der die Menge zurückzudrängen versuchte.

Buhrufe und empörte Kommentare wurden laut. Magnus atmete einmal tiefein und brüllte mit seiner besten Kasernenhofstimme: »Shut up!« Das Ergebnis war verblüffend. Seine Präsenz genügte, um die Menge verstummen zu lassen.

Er winkte den Sheriff heran und sprach ihn in der einzigen Sprache an, die der Mann beherrschte - Englisch: »Sir, bitte sorgen Sie dafür, daß hier eine Gasse freigeräumt wird. Wir wollen doch nicht, daß jemand verletzt wird.« Er deutete auf die großen Tieflader, die aus den anderen Lastbehältern rollten und nun langsam auf die Menge zufuhren.

»Was wollen Sie mit den Trucks?« fragte der Sheriff ehrlich erstaunt.

»Wir holen uns unser Eigentum zurück. In Ihrem Smithsonian Museum stellen Sie zahlreiche revolutionäre Waffensysteme zur Schau, die Ihre plündernden Horden einst aus Deutschland geraubt haben. Ich schätze, etwa

30 Prozent der Exponate dort gehören uns. Und die wollen wir jetzt endlich wiederhaben.«

»Das... das können Sie doch nicht machen«, versuchte der Sheriff einen schwachen Widerspruch.

Magnus lächelte ihn an, doch seine Augen lächelten nicht. Sie schauten unerbittlich. »Doch, Sheriff, das können wir, und das machen wir auch. Oder wie man bei Ihnen sagt: >Yes, we can!<«

---

9. »Zierlich denken und süß erinnern, ist das Leben im tiefsten Innern.«

(Johann Wolfgang von Goethe)

Der fünfte November des Jahres 2011 war ein Sonnabend. Am Rande des Regierungsviertels von Neu-Berlin wurde ein neues Museum eingeweiht - und zwar ein ganz besonderes.

Magnus Wittmann, Mike McBain und selbst Manfred Behrens konnten sich einer gewissen Ergriffenheit nicht erwehren, als sie in den ersten Minuten nach Sonnenuntergang die Eingangstreppe zum dem klassizistischen Bau erreichten, der schon in den 50er Jahren beim Bau der Stadt »auf Vorrat« errichtet worden war, jetzt aber erst seiner Bestimmung übergeben wurde. Die beiden Soldaten hatten ihre besonders prächtigen Ausgehuniformen angelegt, Manfred trug einen Frack, in dem er noch eleganter als sonst schon wirkte. Die Offiziere wurden von ihren Damen begleitet, die sich gehörig herausgeputzt hatten.

Deutsche Flakscheinwerfer aus dem Zweiten Weltkrieg sorgten für eine stimmungsvolle Atmosphäre aus Licht und Schatten. Eine große, festlich gestimmte Menschenmenge hatte sich hier versammelt, um einer Rede von Thulemarschall Bittrich zu lauschen. Die Frauen hatten ihre teuersten Abendroben aus dem Schrank geholt, und wer von den Männern nicht Uniform trug, war wie Manfred im Frack erschienen.

Bittrich betrat nun das Rednerpult am oberen Ende der Freitreppe. Rechts und links von ihm befanden sich vor der Säulenfront des Gebäudes zwei etwa sechs Meter hohe Gebilde, die mit weißen Tüchern verhüllt waren.

«Meine lieben Soldaten, sehr verehrte Damen und Herren«, begann der Marschall seine Ansprache, »ich begrüße Sie herzlich zur feierlichen Eröffnung des Von-Klenk-Brewer-Museums für deutsche Hochtechnologie. Über die beiden Helden, die diesem Gebäude ihren Namen gaben und denen wir alle unser Leben verdanken, brauche ich wohl keine weiteren Worte mehr

zu verlieren. Aber ich möchte etwas sagen zu dem Museum, das wir ihnen weihen: In ihm finden Sie all die Zeugnisse der außergewöhnlichen Leistungen unseres Volkes, die sich die Siegermächte 1945 völkerrechtswidrig unter den Nagel rissen und wie billige Jagdtrophäen ausstellten, oft ohne genau zu wissen, was sie da überhaupt in Händen hielten. Deswegen verstaubten viele großartige Konstruktionen wie Haunebu I und II, Vril-Jäger, Schildkröte und Schriever-Flugscheibe in geheimen amerikanischen Archiven. Wenn die Amerikaner sie schon nicht nutzen konnten, weil sie die zugrundeliegende Technik weder verstanden noch beherrschten, sollten wenigstens auch die Deutschen nichts davon erfahren, war es doch erklärtes Kriegsziel der Alliierten gewesen, den deutschen Stolz zu brechen.

Nun, wir hier in Thule hatten nach dem Krieg fast alles verloren: unsere Heimat, unsere Freunde, oft sogar unsere Familien. Doch eines haben wir uns niemals nehmen lassen - unseren Stolz.«

Zustimmendes Gemurmel machte sich breit. Und dann verkündete Bittrich unter dem Jubel der Zuschauer: »Nun haben wir alle diese Zeugnisse der großartigen Schaffenskraft unserer Vorfahren heim in unser Reich geholt. Wir taten das nicht zuletzt, um den amerikanischen Multikultihochmut zu brechen: Dieses Museum ist die Demonstration der Überlegenheit einer reinerbigen Nation über jedes Mischvolk. Nach dem Krieg haben die Amerikaner - offenbar im Auftrag der AIn - alles getan, um in ihrem Einflußbereich und vor allem in Deutschland das zu fördern, was der ehemalige bayrische Ministerpräsident Stoiber einmal so treffend mit dem Begriff >Durchrassung< bezeichnet hat. Uns konnten sie das nicht antun - und deshalb haben wir am Ende doch gesiegt!

Um unseren Kindern zu zeigen, daß sie zu einem Volk gehören, auf das sie zu Recht stolz sein können, ordne ich hiermit an, daß jeder Schüler Thules mindestens einmal dieses Museum zu besuchen hat!« Wieder wurde er von zustimmenden Hoch-Rufen unterbrochen.

Niemand in der Menge beachtete den Major mit den Schulterstücken der Abteilung Innendienst, der sich nicht von dem allgemeinen Hochgefühl anstecken ließ und statt dessen finster aufs Rednerpult starrte. Dieter Kempowski fühlte sich wieder halbwegs sicher. Niemand war ihm auf die Spur gekommen, nicht einmal die Bluthunde von den Geheimen Feldjägern. Seine unrühmliche Rolle beim Putsch und der versuchten Ausrottung der Bewohner des Reiches war unentdeckt geblieben.

Er hätte sich also entspannen und einfach so weiterleben können wie bisher. Doch seine schier unerträgliche Enttäuschung darüber, daß ihm eine Behandlung mit dem kostbaren Jungbrunnenserum der AIn wohl für immer versagt bleiben würde, hatte sich in grenzenlosen Haß verwandelt. In Haß auf alle, die hier und heute in ihrem Triumph schwelgten.

Kempowski hatte sich geschworen, diesen selbsternannten Übermenschen die Suppe so kräftig zu versalzen, wie es einem Mann nur möglich war. Er konnte es kaum noch abwarten, seinem brennenden Haßgefühl endlich Taten folgen zu lassen.

Bittrich beendete seine Rede mit einer Würdigung der Heldentaten der beiden Namensgeber des Museums: Oberst von Klenk hatte durch das Opfer seines eigenen Lebens den Einsatz der Luftwaffe gegen die Invasoren ermöglicht und so die Wende im Abwehrkampf herbeigeführt.

Dies wäre aber ohne das Eingreifen des Oberstleutnants Brewer gar nicht erst möglich geworden: Die Forensiker Thules hatten mittlerweile zweifelsfrei festgestellt, daß es Brewer gewesen war, der das Giftgasgebläse umgepolt und so alle Bewohner Thules gerettet hatte.

»Hiermit übergebe ich das Museum seiner Bestimmung!« schloß Bittrich die Ansprache. Er zog an einer dicken goldenen Kordel, und unter dem Beifall der Menge fielen die Tücher von den überlebensgroßen Bronzestatuen der beiden Helden, die dem Museum ihren Namen gaben.

Beide waren in Uniform dargestellt, beide trugen um den Hals das posthum verliehene Ritterkreuz. Brewer war in seiner US-Army-Uniform dargestellt, was im Vorfeld durchaus zu Kontroversen geführt hatte. Aber Bittrich hatte darauf bestanden, daß die Abbildung des Helden in seiner amerikanischen Uniform auch ein Zeichen der Versöhnung darstellen konnte - und eines der Hoffnung für die Arier in den USA.

Der Thulemarschall war der erste, der die Tore des neuen Museums durchschritt und es damit offiziell eröffnete. Die geladenen Gäste folgten ihm und zeigten sich (bis auf Kempowski, der sich allerdings nichts anmerken ließ) von den großartigen Zeugnissen deutschen Erfindergeistes höchst beeindruckt.

Magnus stand mit seinen beiden Freunden vor den Exponaten, die er aus dem Smithsonian-Museum in Washington befreit hatte, unter anderem der Arado Ar 234, dem ersten Düsenbomber der Welt, und der Gotha Go 229, auch bekannt als Horten TX, die ein von ihm bestimmtes Kommando in Maryland abgeholt hatte. Der revolutionäre Nurflügeljäger hatte sich in

einem traurigen Zustand befunden, glänzte aber jetzt nach der durch die Spezialisten Thules in den letzten Monaten erfolgten Komplettrestaurierung wie neu.

Ein junger Grenadier drängte sich durch die Menge, machte vorschriftsmäßig Männchen vor den Offizieren und erklärte, der Thulemarschall habe nach Hauptmann Wittmann verlangt.

Er bahnte Magnus einen Weg durch die Menge und führte ihn in einen Nebenraum des Museums, in dem Bittrich ganz allein stand, eine große Zigarre in der einen und ein Glas Whisky in der anderen Hand. Er wartete, bis der Grenadier gegangen und die Tür hinter sich verschlossen hatte, dann bot er dem Hauptmann ebenfalls einen guten Schluck und eine echte Havanna an.

Er wartete, bis Wittmanns Zigarre glutrot brannte, und eröffnete ihm dann: »Hauptmann, wir müssen damit leben, daß es uns nicht gelungen ist, sämtlicher Juni-Verschwörer habhaft zu werden. Der ein oder andere von denen lebt noch mitten unter uns und hält sich bedeckt. Und wenn die Kerle keine Fehler machen, werden wir sie auch nie mehr fassen. Daher kann ich bestimmte geheime Sondereinsätze wie den, zu dem Sie morgen aufbrechen werden, nicht mehr so offen besprechen wie früher.«

»Kein Problem, Marschall. Ich bin ein echter deutscher Mann: allzeit bereit!«

Beide grinsten und tranken einen Schluck Whisky, dann fuhr Bittrich fort: »Morgen früh werden Sie mit einer kleinen Truppe in geheimer Mission nach München aufbrechen, Hauptmann. Stiften Sie ein bißchen Unruhe, sorgen Sie für ein paar >rechte< Zwischenfälle.«

»Einfach so?«

»Nein, wir haben natürlich unsere guten Gründe. Professor Schulz hat mir mitgeteilt, daß das Projekt im Sonderbauvorhaben III wohl endlich vor dem Abschluß steht. Ich glaube zwar noch nicht so recht daran, aber der Professor scheint ernsthaft zu glauben, daß wir innerhalb der nächsten Wochen über eine Wurmlochverbindung ins Aldebaran-System verfügen werden.« Der Marschall legte Magnus die Hand auf die Schulter. »Eigentlich hätten Sie es wie kein anderer verdient, im Jonastal dabei zu sein, wenn uns endlich der Durchbruch gelingt, Wittmann. Aber die Sache ist zu wichtig für uns. Ich möchte das BRD-System um jeden Preis vom Jonastal ablenken. Und dafür kann ich mir einfach keinen besseren Mann denken als Sie!«

»Danke für Ihr Vertrauen, Marschall. Ich weiß nicht, ob Sie wirklich den

besten Mann für diesen Auftrag gefunden haben, aber den besten, den Sie sich denken können, haben Sie auf alle Fälle!«

Zwei Tage später setzte Stahlzeppelin SZ 47 »Adolf Jäckel« in dem engen Tal nördlich des Plansees an der Grenze zwischen den Bundesrepubliken Deutschland und Österreich auf. Wie alle diese Arbeitspferde des Reiches Thule war auch SZ 47 nach einem Ritterkreuzträger der Transportflieger der ehemaligen deutschen Luftwaffe benannt. Die Streitkräfte des Reiches Thule legten großen Wert auf militärische Tradition und ehrten die Helden der Vorfahren, so wie es in jeder auch nur halbwegs selbstbewußten Nation der Fall war. Die Tatsache, daß in der BRD mittlerweile selbst Männer wie Dietl, Mölders oder Rommel als anrüchig galten und inzwischen sogar Stauffenbergs Motive von linken Hetzern »hinterfragt« wurden, wäre einem anständigen Bürger Thules niemals zu vermitteln gewesen.

Aber das Reich Thule war ja auch niemals von den sogenannten »68ern« heimgesucht worden, die sich schon sehr bald als die erste große Angriffswelle der AIn-Lakaien nach dem Krieg entpuppt hatten.

In dem engen Gebirgstal hingen dicke Nebelschwaden, so daß es nicht nötig war, die Tarnanlage des Stahlzeppelins einzuschalten. Die Berge waren mit der ersten Schneeschicht überpudert, aber noch bestand keine Lawinengefahr, so daß die Straße nicht gesperrt war.

Trotzdem gab es so gut wie keinen Verkehr, denn um diese Jahreszeit war hier so gut wie nichts los. Vorsichtshalber hatten Agenten Thules sowohl in der Engstelle kurz hinter dem Plansee als auch am Beginn der Paßstrecke etwa fünf Kilometer südlich von Schloß Linderhof jeweils eine Lkw-Panne vorgetäuscht und ihre schweren Sattelzüge quer über die Straße gestellt, so daß kein Durchkommen möglich war.

Allerdings gab es kein Fahrzeug, das sie aufhalten mußten, und so war der einzige Zeuge, der SZ 47 sah, der Urmünchner Alois Wiesenstätter, der mit seinem komfortablen Reisebus auf einem kleinen, vom Bach und Wald umgrenzten Parkplatz neben der Straße gewartet hatte.

Das allerdings stellte kein Problem dar, denn der gedrungene Mann Ende 40 mit dem vollen schwarzen Haar, der Lodenjacke und dem Gamsbarthut auf dem Kopf war einer der Vertrauensleute Thules in Europa, der als Anwerber für die Thule-Truppen und als Unterstützer bei besonderen Einsätzen wie diesem diente.

32 Männer in Zivil stiegen aus dem Stahlzeppelin, jeder hatte eine große Sporttasche dabei. SZ 47 hob unter leisem Summen sofort wieder ab und

verschwand in den Wolken. Wiesenstätter gab ein kurzes Funksignal an die beiden Lkw-Fahrer durch, deren »Pannen« wie von Zauberhand behoben waren, so daß die Wagen die Straßenblockade beenden und weiterfahren konnten.

Während Wiesenstätter die Gepäckstücke im Bus verstaute, musterte er die Männer. Er kannte keinen von ihnen.

Ein großer Blonder kam auf ihn zu und reichte ihm die Hand. »Magnus Wittmann, nehme ich an?« fragte der Münchner.

»So ist es«, sagte der Blonde. Er deutete auf den kleinen, ein wenig runden, aber sehr elegant gekleideten Mann neben sich. »Mein Freund Manfred Behrens, der berühmte Reporter. Mit meinen Soldaten mache ich Sie nachher noch bekannt. Sie sind Wiesenstätter, nehme ich an?«

»So ist es. Steigen Sie ein, wir haben eine lange Fahrt vor uns.«

Alois Wiesenstätter lenkte den Bus persönlich. Es war das neuste und komfortabelste Gerät seiner Firma, die insgesamt fast 30 Reisebusse betrieb.

Natürlich hatte er Wittmann und auch Behrens, der im Reich Thule immer bekannter wurde, schon auf Fotos gesehen. Doch das nutzte ihm wenig, da jeder seiner 32 Passagiere eine der hochentwickelten Folienmasken trug, die von natürlicher Haut nicht zu unterscheiden waren und einem Gesicht doch ein völlig anderes Aussehen verliehen. Nur so konnten sich die Männer unbehelligt in der BRD bewegen, da sie ganz oben auf den Fahndungslisten der Behörden standen.

Selbstverständlich hatte auch jeder für Notfälle den passenden Personalausweis dabei, der allen polizeilichen Überprüfungen standhalten würde. Ein Einsatz wie dieser mußte gründlich vorbereitet werden. Denn obwohl sie sich in ihrer eigentlichen Heimat aufhielten, galten sie hier weniger als Fremde - sie waren Feinde.

Wittmann saß vorne neben dem Busfahrer. »Wo werden wir untergebracht?« fragte er.

»Im neusten Betrieb meiner kleinen Unternehmensgruppe, dem Hotel zum Feldherrn«, erklärte Wiesenstätter. »Es bietet momentan noch nicht viel Luxus, aber ich kann Sie dort unauffällig unterbringen, weil noch keine anderen Gäste im Haus sind.«

»Gut.« Im Einsatz war schon ein nur halbwegs trockener Platz zum Schlafen Luxus genug für den Hauptmann. Neugierig fragte er: »Sie sind Busunternehmer. Wie kamen Sie auf die Idee, ein Hotel zu betreiben?«

»Das war eher Zufall. Ich habe von einer Zwangsversteigerung erfahren,

bei der Immobilien unter den Hammer kamen. Ich wollte ein bißchen Geld anlegen, doch die meisten Häuser waren immer noch viel zu teuer für mich... Sie kennen ja die Münchener Immobilienpreise.«

Magnus nickte.

»Aber das Hotel war wohl schon mehrmals vergeblich angeboten worden und ging deshalb jetzt ohne Mindestgebot weg. Ich hätte mißtrauisch werden müssen, als ich für kaum mehr als ein Zehntel des Marktwertes den Zuschlag bekam. Leider traf ich den früheren Besitzer erst nach dem Termin. Die Geschichte, die der Mann zu erzählen hatte, war ebenso unfaßbar wie typisch für unser heutiges System.«

»Warum erzählen Sie sie mir nicht? Bis München ist es noch weit.«

Walter Hofer hatte lange gespart, bis er sich seinen Lebenstraum erfüllen und ein kleines Unternehmen kaufen konnte, in dem er sein eigener Herr war. Das »Hotel zum Feldherrn« war weder besonders groß noch besonders komfortabel, aber es lag am Rande der Münchener Altstadt und hatte großes Potential.

Hofer, ein lang aufgeschossener Schlacks Ende 30, hatte nicht nur all sein Erspartes in das Haus gesteckt, sondern auch einen nicht unerheblichen Kredit aufgenommen. Den hoffte er zügig abtragen zu können, denn er war ein Arbeitstier. Und seine Frau rackerte ebenfalls mit im Hotel. Was den Hofers an Geld fehlte, ersetzten sie durch eine »Muskelhypothek«.

Links war ein kleiner Supermarkt an das Haus angebaut, im Prinzip nicht mehr als eine kleine Halle mit ein paar Nebenräumen. Das Gebäude war schon in den 50erjahren errichtet worden, und um Kosten zu sparen, hatten sich die damaligen Besitzer darauf geeinigt, den Markt vom Hotel aus mit Strom und Wasser zu versorgen. So mußten keine neuen Leitungen gelegt werden, und statt eines teuren Neuanschlusses hatte der Bauherr des Geschäftes nur die Nebenzähler im Hotel bezahlen müssen. In den schweren Jahren des Neuaufbaus nach dem Krieg waren solche Lösungen fast alltäglich gewesen.

Als Hofer das Hotel übernahm, waren die alten Bauherren schon lange tot. Der Supermarkt gehörte einem Türken namens Bülent Erdogan, der ihn an eine Handelskette vermietet hatte.

Doch für die heutigen Anforderungen war der Laden einfach zu klein, und vor fünf Jahren war der Mietvertrag nicht mehr verlängert worden. Der Supermarkt hatte geschlossen, und Hofers Probleme hatten angefangen.

Anfangs hatte er bei Erdogan angefragt, ob er ihm den Markt abkaufen

könne, doch die Preisvorstellungen des Türken waren abenteuerlich gewesen. Der hatte lieber wieder vermietet -diesmal an einen eingetragenen Verein namens »Kirche der christlichen Cigäny«.

Plötzlich war die enge Straße, an der das Hotel lag, an jedem Wochenende völlig zugeparkt und unpassierbar. Gäste, die den »Feldherrn« mit dem Auto erreichen wollten, konnten das gerade an den beiden umsatzstärksten Tagen der Woche nicht und blieben weg.

Die »Kirchgänger« aus einer »mobilen ethnischen Minderheit«, wie Zigeuner in der BRD heutzutage im Amtsdeutsch genannt wurden, müllten die Straße zu und benahmen sich auch sonst recht auffällig und unorthodox.

Mehrmals beschwerten sich Bürger, darunter auch Hofer, bei Polizei und Ordnungsamt über die unerträglichen Zustände, mußten sich aber gefallen lassen, als »Ausländerfeinde« beschimpft zu werden - und das, obwohl fast alle Mitglieder des Kirchenvereins einen deutschen Paß hatten.

Hofer allerdings traf es besonders schlimm, denn der Verein zahlte nicht für Strom und Wasser. Die Stadtwerke waren auch nicht bereit, die auf dem Nebenzähler aufgelaufenen Beträge von Hofers Rechnung abzuziehen.

Als Anschlußinhaber stand er den Stadtwerken gegenüber für alle Lieferungen gerade. Darum, daß ihm der Nachbar die von ihm verbrauchten Mengen auch tatsächlich zahlte, mußte er sich selbst kümmern.

Erdogan weigerte sich, für Wasser- und Stromkosten seiner Mieter aufzukommen, und war damit auch juristisch auf der sicheren Seite. Er überließ Hofer sogar eine Kopie des Mietvertrages (die Miete wurde übrigens stets pünktlich überwiesen, so daß der Verein nicht geräumt werden konnte), unterschrieben von einem gewissen J. Tooth.

Hofer beantragte einen Pfändungsbeschluß gegen den Verein, doch der war eben nicht der Mieter, sondern der gewisse J. Tooth. Als der Gerichtsvollzieher an der angegebenen Adresse die Pfändung vollziehen wollte, war das nicht möglich, da er nicht klären konnte, wer dieser J. Tooth überhaupt war.

In dem Haus wimmelte es von Zigeunern mit ähnlich klingenden Namen wie Todt oder Toot, und einen mit Vornamen J. gab es gar nicht.

Als die Außenstände mit 14 000 Euro existenzbedrohende Ausmaße erreicht hatten, griff Hofer zur Selbsthilfe und stellte der »Kirche« Strom und Wasser eigenmächtig ab.

Schon am nächsten Wochenende erschien die Polizei und zwang ihn unter Hinweis auf die Gesetzeslage dazu, die Durchleitung wieder zu ermöglichen.

Außerdem wurde ein Ordnungsverfahren gegen Hofer eröffnet, der wegen illegaler Unterbrechung der Grundversorgung mit Wasser und Strom zu einer Ordnungsstrafe von 600 Euro verurteilt wurde.

Als er das Geld nicht aufbringen konnte (und auch nicht aufbringen wollte), mußte er eine Ersatzhaft von drei Tagen im Gefängnis antreten.

Danach meldete er sowohl die Insolvenz für das Hotel als auch seine Privatinsolvenz an.

Erdogan hatte darauf spekuliert, das Hotel zu einem Spottpreis zu übernehmen, war aber ausgerechnet an dem Tag, an dem Wiesenstätter den Zuschlag erhalten hatte, in einen banalen Autounfall verwickelt worden und hatte den Versteigerungstermin verpaßt.

Hofer war wie erschlagen. Sein Lebenstraum hatte sich in nichts und einen Haufen Schulden aufgelöst. Und so hatte er Wiesenstätter erst sehr ablehnend gegenübergestanden, als der ihn abends aufgesucht hatte, um die Details der Übergabe zu klären - und er hatte innerlich sehr viel Spaß an dem Gedanken, daß nun Wiesenstätter Strom und Wasser für die Zigeuner mitbezahlen durfte.

Doch der neue Besitzer war ganz anders gewesen, als Hofer ihn sich vorgestellt hatte. Seine erste Reaktion auf die Geschichte des Hotels, die Hofer ihm schließlich erzählt hatte, hatte darin bestanden, ihm eine Stelle als Fahrer in seinem Busunternehmen anzubieten. Und da er als jemand, der in Privatinsolvenz war, sieben Jahre lang alles Einkommen über der Pfändungsfreigrenze abtreten mußte, hatte Wiesenstätter ihm ein Festgehalt versprochen, das nur etwa hundert Euro über dieser Grenze lag (etwas mußte er schließlich zahlen, damit es nicht auffiel) sowie die Zahlung der nicht unbeträchtlichen Spesen bar auf die Hand.

Der Busunternehmer hatte sein Wort gehalten, und so konnte Walter Hofer wieder in einem bescheidenen Wohlstand leben und sogar etwas Geld für die Zukunft zurücklegen, ohne daß Stadtwerke, Bank oder gar Finanzamt sich bei ihm hätten bedienen können.

»Dieser Hofer ist also halbwegs aus dem Schneider«, sagte Magnus zu dem Mann am Steuer neben ihm. »Aber was ist mit Ihnen? Liegen Ihre netten neuen Nachbarn jetzt Ihnen auf der Tasche?«

Wiesenstätter grinste so unergründlich-verschmitzt, wie das wohl nur geborene Münchener hinbekommen. »Ja, das hätte man befürchten können, nicht wahr? Vor allem, als mich Bülent Erdogan am nächsten Tag in meinem Büro aufsuchte...«

»Paß auf, Kartoffel, isch hatte Unfall, klar? Der Hotel gehört misch. Verkaufst du an misch, geb isch dir 500 Euro obendrauf. Hast du gutt Geschäft gemacht, Alter!« Der kleine Mann mit dem schlecht rasierten dunklen Bart, dem olivfarbenen Teint und den kurzen schwarzen Haaren, die auf dem Hinterkopf ziemlich licht waren, blitzte Alois Wiesenstätter unter seinen buschigen Augenbrauen hervor mit einer Mischung aus List und Verschlagenheit an.

Der Busunternehmer lehnte sich in seinem lederbezogenen Bürosessel zurück und zeigte ein mehr als abweisendes Gesicht. »Erstens, lieber Herr Erdogan, sind wir nicht per du. Ich verbitte mir diese Vertraulichkeiten, verstanden? Dies hier ist ein zivilisiertes Land. Zweitens, und das sollten Sie sich unbedingt merken, habe ich das Hotel erworben, weil ich es selbst zu nutzen gedenke. Sie wissen sehr wohl, daß der Zuschlag bei nur einem Zehntel des Marktwertes erfolgte. Selbst wenn ich es Ihnen zum Zehnfachen dessen verkaufen würde, was ich dafür bezahlt habe, bekäme ich nur den Marktwert, und das wäre betriebswirtschaftlich gesehen kein Gewinn. Der muß aber drin sein... sagen wir *25* Prozent. Ich habe gestern 100 000 Euro hingeblättert. Bei 1,25 Millionen könnten wir uns einigen.«

Der Türke wurde blaß vor Wut, was seiner Haut einen leicht grünlichen Stich gab. »Das bereust du, Kartoffel. Die Zigeuner heizen disch ein, bis du angekrochen kommst. Vielleicht darfst du Hotel dann schenken an misch!«

Erdogan war aus dem Büro gestürmt, und für Wiesenstätter stand jetzt fest, wer für Hofers Probleme verantwortlich gewesen war.

Der Supermarkt war ein solventer Mieter gewesen, von dessen Zahlungen der Türke gut hatte leben können. Wollte er dieses Einkommensniveau wieder erreichen, brauchte er das Hotel nebenan. Es deutete vieles auf eine Übereinkunft zwischen Vermieter und der »Kirche der christlichen Cigäny« hin.

Aber das konnte Wiesenstätter nicht schrecken. Er nahm das Telefon vom Hörer und wählte eine Nummer in Hessen...

Am nächsten Samstag tauchten zu Beginn der Abenddämmerung mehr als 50 schwere Motorräder mit verhüllten Kennzeichen in der Straße vor dem Hotel auf und fanden natürlich keinen Durchgang, weil alles zugeparkt war. Die Männer auf den Motorrädern waren durchweg groß, tätowiert und sprachen mit starkem hessischen Akzent.

Jeder trug die gleiche auf dem Rücken bestickte Weste, die man in der Szene nur »Kutte« nannte.

Die Rocker - denn genau das waren sie - schlugen die Scheiben der falsch geparkten Autos ein, schlossen die Zündungen kurz und fuhren die Wagen einfach weg. Doch sie klauten sie nicht, sondern setzten sie in der nächsten Straße gegen Bäume, Poller und Hauswände. Dabei entstand natürlich hoher Sachschaden, denn keines der Fahrzeuge hatte einen Neuwert von weniger als 50 000 Euro gehabt.

Diese Aktion wurde von nur sieben oder acht Rockern durchgeführt, da sich die anderen die Zigeuner zur Brust nahmen, die aufgeregt aus ihrer »Kirche« auf die Straße stürzten. Messer blitzten im letzten Licht des Tages auf, doch die Angreifer hatten sich vorbereitet: Jeder trug eine stichsichere Kevlarweste unter der Kutte. Die Rocker setzten keine Messer ein, sondern Baseballschläger und Motorradketten.

Der Kampf war einseitig und endete mit zahlreichen blutend am Boden liegenden Opfern, von denen viele Knochenbrüche und große Platzwunden erlitten hatten. Eine Kutte trug keiner.

Als die Polizei endlich auftauchte, waren die Rocker verschwunden wie Geister.

Mit den Aussagen der Überfallenen konnte die Polizei wenig anfangen und befragte daher die Mieter in den anderen Häusern der Straße. Doch seltsamerweise wollte niemand von denen etwas gesehen haben, obwohl es ein lauer Sommerabend war und auf mehr als einem Balkon Fleisch und Würstchen auf dem Grill brutzlten.

Selbstverständlich griffen die Zeitungen und sogar das bayrische Fernsehen den Skandal auf: Mitten in Deutschland wurden Zigeuner verfolgt, und die deutschen Spießbürger machten sich einmal mehr zum Komplizen, in dem sie einfach wegsahen, lautete der Tenor der Berichterstattung. Anwohner, die den Reportern vom Schicksal Walter Hofers und dem unmöglichen Verhalten der »Kirchgänger« berichtet hatten, kamen in den Medien nicht zu Wort. Auch bei Hofer meldete sich kein einziger Zeitungsschreiber.

Hingegen erschien ein Fernsehreporter samt Kamera im Büro von Alois Wiesenstätter, der am Abend des fremdenfeindlichen Überfalls in seinem Wochenendhaus am Starnberger See mit Freunden gefeiert hatte und daher nichts zu den Vorgängen sagen konnte. Der Reporter wollte ihn zu seinem Verhältnis zu den Zigeunern befragen, machte aber sogleich klar, daß er nichts über unbezahlte Strom- und Wasserrechnungen hören wollte und jedes Wort in dieser Richtung aus seinem Bericht herausschneiden würde.

Wiesenstätter allerdings tat ihm nicht den Gefallen, irgendwelche »fremdenfeindlichen« Äußerungen fallenzulassen. Statt dessen berichtete er von der Freundlichkeit der Nachbarn und der wunderschönen Musik, mit denen bei ihren Gottesdiensten die gesamte Nachbarschaft unterhalten wurde.

Am nächsten Wochenende kam es erneut zu einem Rockerüberfall auf die Zigeuner, und von da an stand die »Kirche« leer.

Nun flössen auch keine Mietzahlungen an Erdogan mehr, und Wiesenstätter machte ihm ein faires Übernahmeangebot für sein Gebäude. Doch so schnell gab der Türke nicht auf, an eine »Kartoffel« verkaufen wollte er auf keinen Fall.

Er änderte seine Meinung allerdings sehr rasch, als ihn eines Abends ein freundlicher Muskelmann in Kutte besuchte und erklärte, nicht nur ein neuer Mieter des Ladengeschäftes könne die gleichen Probleme wie die Zigeuner bekommen, sondern auch Erdogan selbst.

Eine Woche später war der Kaufvertrag zwischen dem Türken und Wiesenstätter notariell besiegelt.

»Ich wette, nicht die Hälfte von dem, was Sie uns gerade erzählt haben, ist wirklich wahr«, giftete Manfred, der in der zweiten Reihe direkt hinter Wittmann saß. »Rocker auf friedliche Kirchgänger hetzen... so tief kann nur ein Thule-Nazi sinken!«

Wiesenstätter wurde bleich, faßte sich aber gleich wieder. »Was ist denn das für einer?« fragte er Magnus. »Ich habe ja schon so einiges über diesen Behrens gehört, aber der verdreht ja die Wahrheit genauso wie unsere bundesdeutsche Journaille!«

»Brauchen Sie jetzt schon Schützenhilfe von unserem Oberarier?« ätzte Manfred zurück. »Sie dürfen mich gerne direkt ansprechen, auch wenn Sie wissen, daß Sie mir argumentativ nicht gewachsen sind!«

»Ich darf sogar noch viel mehr! Ich darf Ihnen direkt eine zwischen Hals und Nacken geben, wenn mir danach ist. Kleiner! Aber ich will mal nicht so sein! Sobald wir in München sind, werde ich Ihnen sämtliche Unterlagen zeigen. Und sie dürfen auch gerne mit Herrn Hofer reden und den Anwohnern der Straße!«

Manfred gab ein undefinierbares Grunzen von sich, sagte aber nichts mehr. Magnus hingegen fragte: »Warum wollten Sie denn den Anbau unbedingt kaufen, Herr Wiesenstätter?«

»Ich habe vor. einen Durchbruch zu meinem Hotel zu schaffen und den ehemaligen Supermarkt zum Restaurant umzubauen. Der >Feldherr< selbst

hat nur einen kleinen Speiseraum und ist so nicht mehr entwicklungsfähig. Aber mit einem zum Hotel gehörenden Sternerestaurant könnte der Laden eine Goldgrube werden.«

»Klingt vielversprechend. Wann ist die Einweihung?«

»Frühestens Mitte 2012.« Der Mann am Steuer seufzte. »Sie machen sich keine Vorstellungen von dem Papierkrieg, den man in der BRD führen muß, wenn man alles ordnungsgemäß ausführen will und nicht einfach auf alle Vorschriften pfeift wie der nette Herr Erdogan. Bauamt und Gewerbeaufsicht machen mir Schwierigkeiten, wo immer sie nur können.«

Manfred Behrens verzog spöttisch das Gesicht. »Kann es sein, daß sich Erdogan einfach mehr getraut hat als Sie?«

»Kann es sein, daß Sie nicht mal den Anflug einer Ahnung haben?« gab Wiesenstätter genervt zurück. »Bei Ausländern kontrollieren die schon lange nicht mehr. Das könnte ihnen ja negative Presse einbringen. Aber wehe, ein Deutscher will etwas auf die Beine stellen. Da wird lieber dreimal kontrolliert als einmal genehmigt. Irgendwo müssen sich die Herren Beamten ja noch austoben, und wenn sie Deutsche schikanieren, interessiert das die Zeitungen einfach nicht.«

---

10. »Der neue Faschismus wird nicht sagen: Ich bin der Faschismus. Er wird sagen: Ich bin der Antifaschismus.«

(Ignazio Silone)

Der Speiseraum des Hotels zum Feldherrn war wirklich klein und atmete noch immer den sparsamen Charme der 50erjahre.

An diesem Dienstagabend gehörte der Raum Wittmanns Einsatzgruppe - genau wie das ganze Hotel. Der Besitzer mußte sich um sein Busunternehmen kümmern, und Personal gab es noch nicht, weil das erst wieder eingestellt werden sollte, wenn das Haus renoviert war - und sein Restaurant im Nebengebäude hatte. Die Soldaten waren es gewohnt, sich selbst zu versorgen, und selbstverständlich hatten sie für Manfred Behrens mitgekocht. Nun ging es um die Besprechung des morgigen Einsatzes, bei der Behrens ebenso selbstverständlich anwesend war.

Wittmann faßte die Planung zusammen: »Morgen ist der 9. November, ein echter Schicksalstag der deutschen Geschichte. Die neugegründete Partei pro Bayern hat eine Gedenkdemonstration zum Tag des Mauerfalls auf dem Odeonsplatz angemeldet. Wie in Deutschland üblich, mußte sie sich durch sämtliche Instanzen klagen, denn pro Bayern gilt als »rechtsextremistische.

Das ist zwar ausgemachter Unfug, aber was stört das schon die Bolschewisten von der Antifa?

Die haben massive - natürlich gesetzeswidrige - Störaktionen angekündigt, weil für sie der 9. November eben vor allem der Tag der Reichskristallnacht und des Marsches zur Feldherrnhalle ist. Die Linken, die auch diese schöne Stadt beherrschen, sehen so etwas natürlich mit klammheimlicher Freude und planen nichts, um die genehmigte *legale* Demonstration zu schützen. Praktisch die gesamte Stadtverwaltung und selbst der Polizeipräsident haben sich mit den linken Chaoten solidarisiert.

Nach deren Demokratieverständnis darf man als Deutscher nicht einmal die kleine Wiedervereinigung mit der Sowjetzone feiern, weil das schon ein Ausdruck ¡»nationaler Besoffenheit< sei, wie es ein Fernsehjournalist, der sich selbst viel zu wichtig nimmt, einmal formulierte. Es läuft alles darauf hinaus, daß die Linksextremisten für morgen eine Menschenjagd auf alle Vernünftigen planen, so wie sie es vor drei Jahren zum erstenmal mit großem Erfolg in Köln durchgezogen haben.

Der schwarze Block wird Jagd auf die Demonstranten machen, und die Polizei wird weg-, vielleicht sogar zusehen, aber auf keinen Fall das Demonstrationsrecht der *Rechten* durchsetzen. Das ist unsere Aufgabe. Wir sind zwar nur 31 - Manfred hat strikten Befehl, sich aus allem herauszuhalten und nur zu berichten - aber jeder von uns ist ein austrainierter Nahkämpfer der obersten Liga. Sämtliche Waffen bleiben im Hotel, für den bekifften, versoffenen linken Pöbel reichen Hände und Füße.«

Die Männer nickten stumm, die meisten grinsten. Nur Manfred war nicht einverstanden, was man seiner Miene deutlich ansah, sagte aber nichts. Zusätzlich zu seinem falschen Personalausweis hatte er auch noch einen ebenfalls perfekt gefälschten Presseausweis dabei, würde sich also morgen aller Voraussicht nach relativ ungehindert bewegen können.

Wittmann schaute seine Männer in tiefem Ernst an. »Wir haben dem Verfassungsschutz anonyme Hinweise zukommen lassen, daß es bei dieser Demonstration ordentlich krachen könnte. Schließlich *wollen* wir ja die Aufmerksamkeit des Systems erregen und vom Jonastal ablenken.

Der Auftrag für morgen lautet daher, das Pack ordentlich auf-zumischen. Aber die Gewalt darf auf keinen Fall von uns ausgehen. Provoziert den Pöbel nicht, bleibt ruhig und besonnen. Sobald aber die Schläger auf friedliche Demonstranten losgehen, habt ihr freie Hand - mit einer Ausnahme: Unter keinen Umständen darf einer der Linken zu Tode kommen. Ich verabscheue

dieses Gesindel aus ganzem Herzen - wir müssen es unbedingt vermeiden, denen auch noch einen Märtyrer zu fabrizieren. Verstanden?« 30 Köpfe nickten.

»Gut«, sagte Magnus. »Dann sind wir soweit klar. Ich erwarte, daß ihr die Nacht zum Schlafen nutzt, Männer. Für unsere kleine sportliche Übung morgen sollten wir alle möglichst ausgeschlafen sein!«

Niemand widersprach.

Die Männer waren gerade im Begriff, aufzustehen und sich in ihre kleinen Zimmer zu begeben, als die Tür geöffnet wurde und Wiesenstätter den Raum betrat. In seiner Begleitung war eine optisch äußerst attraktive Blondine um die 30. Manfred, der in gewisser Hinsicht einen besseren Blick für Frauen hatte als normale Männer, fiel der verkniffene Zug um ihren Mund auf. Während die anderen im Raum auf ihre wallende Mähne, ihre vollen Lippen und noch viel volleren Brüste starrten, sah er in ihr Gesicht. Und er sah, daß sie nicht freundlich war.

Auch Magnus Wittmann sprang auf, kaum daß er die Frau erblickte - allerdings nicht aus Begeisterung. Doch er versuchte, sich nichts anmerken zu lassen und fragte: »Wer ist das denn?«

»Fräulein Charlotte Strasser«, antwortete Wiesenstätter. »Ich habe sie für das Reich Thule angeworben. Wir können offen vor ihr sprechen - den Ariertest hat sie schon bestanden, Herr...«

Magnus fiel ihm hastig ins Wort. »Wir wollen doch keine Namen nennen!« sagte er bestimmt. Beim Klang seiner Stimme wurde die Miene der Blonden nachdenklich. »Was hat die junge Dame denn bisher beruflich gemacht?«

»Sie ist Lehrerin! Solche Leute braucht das Reich!«

»Aber die ganz bestimmt nicht. Das ist nämlich Charlotte Scholz vom Bundesamt für Verfassungsschutz. Zuletzt war sie in Köln für die >Feindaufklärung Süd< verantwortlich, sprich: für den Kampf gegen Thule!«

Mit einem Aufschrei griff die Blonde in ihre Bluse - und zog ein langes Kampfmesser heraus. Wie eine Furie ging sie auf den Hauptmann los. »Wittmann!« brüllte sie. »Habe ich deine Stimme also doch erkannt!«

Bevor der Angegriffene oder sonst wer reagieren konnte, war Lohberger mit einem Satz über den Tisch gehechtet und trat der Frau wuchtig an die Schläfe. Sie fiel zu Boden wie ein Roboter, dem man den Strom abgestellt hatte. Das Messer rollte über den Boden. »Was für ein Miststück! Die wollte Sie umbringen, Hauptmann! Hatten Sie mal was mit der?«

»Das geht sie zwar nichts an, Stabfeld, aber Sie vermuten richtig. Danke für Ihr Eingreifen, aber wie Sie seit Ihrer Spezialausbildung wissen, können wir uns alle sehr wohl selbst verteidigen. Sie haben mich um das Vergnügen gebracht, dem intriganten Weibsbild eine zu klatschen, ohne mich dafür schämen zu müssen. Das bedeutet, daß Sie nach Ende des Einsatzes eine Runde für die Truppe schmeißen müssen!«

Lohberger grinste ein wenig verlegen und setze sich wieder auf seinen Platz.

Wittmann nahm das Messer der Bewußtlosen an sich und erklärte: »Ich kenne Fräulein Scholz aus meiner Zeit in der Verfassungsschutzentrale in Köln. Sie war einer der Gründe dafür, aus dem ich um meine Versetzung nach Berlin gebeten habe. Die Dame weiß, wie gut sie aussieht und wie wir Männer auf sie reagieren, und das nutzt sie gnadenlos aus. Mit einer solchen Durchtriebenheit ist man natürlich für den Agentenberuf geradezu prädestiniert, denn hinter einer derart schönen Fassade *will* kein Mann eine feindliche Agentin sehen. Mit welcher Geschichte hat sie sich denn an Sie herangemacht, Wiesenstätter?«

Der gestandene Mann wurde tatsächlich rot. »Sie... sie gab sich als Lehrerin aus«, stotterte er. »Erzählte mir, sie sei es leid, sich von halbwüchsigen Kulturbereicherern im Unterricht anpöbeln zu lassen und keinerlei Rückendeckung von oben mehr zu haben. Sie sagte, seit sie die ersten Berichte über das Reich Thule gelesen habe - sie nannte sie tatsächlich >Hetzberichte<, was sie ja auch sind -, habe sie sich nach einem Leben im Reich gesehnt. Ich habe die üblichen Hintergrundüberprüfungen durchgeführt, alles sauber. Und auch ihr Ariertest war einwandfrei. Sie gehört sogar in die höchste Gruppe mit dem besten genetischen Material.«

Magnus nickte traurig. »Ja, theoretisch würde sie hervorragend zu uns passen. Aber sie wurde in einem Staat sozialisiert, der schon seinen Schulkindern einen geradezu manischen Haß auf das eigene Volk anerzieht und mit perfider Gründlichkeit alle traditionellen - und damit bewährten - Verhaltensmuster zerstört und der Lächerlichkeit preisgibt.« Er atmete tief durch. »Als ich damals für kurze Zeit mit ihr zusammen war, wußte ich noch nichts vom Reich Thule. Aber auch damals schon war mir tief in meinem Inneren klar, daß Gleichberechtigung der

Geschlechter etwas anderes ist als Gleichmacherei oder gar Weiberherrschaft. Die gute Charlotte hingegen meinte, eine Frau mit ihrem Aussehen dürfe schon aus Prinzip nicht kochen oder Wäsche bügeln, und

selbst wenn es die eigene ist.

Sie ist ein typisches Produkt der heutigen Ideologie des schrankenlosen Egoismus. Sie ist beim Verfassungsschutz, weil sie sich dort eine rasche Karriere erhofft. Und sie kämpft gegen Thule, weil sie unsere Lebensform, in der die Männer arbeiten, während die Frauen Haus und Kinder behüten, zutiefst verabscheut und gleichzeitig heimlich bewundert. Ein Widerspruch? Nur dann, wenn man nicht weiß, daß Fräulein Scholz im Prinzip gern mit einem Mann leben würde, der alle ihre Bedürfnisse finanziert und sie so der lästigen Pflicht entbindet, selbst für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Aber sie will nur kassieren, wie jeder Egoist - zu Gegenleistungen, wie den Haushalt zu führen oder gar Kinder zu bekommen ist sie auf keinen Fall bereit.«

»Ja, wir haben verstanden, warum sie dich sozusagen auf den Mond geschossen hat, Magnus«, höhnte Manfred. »Aber das ist doch kein Grund, sie umzubringen!«

»Umbringen? Wer redet denn hier von so etwas?« Der Hauptmann sah den Journalisten, dessen Freundschaft manchmal sehr schwer zu ertragen war, ebenso verblüfft wie ratlos an.

»Die hat euch gesehen. Ihr könnt sie nicht ewig festhalten. Und wenn ihr sie freilaßt, ist zumindest euer Arier-Anwerber Wiesenstätter verbrannt.«

Letztgenannter strafte Manfred mit einem Blick voller Verachtung. »Herr Behrens, Sie haben eine schmutzige Phantasie. Könnten Sie sich einen Moment lang gedulden, ohne das Reich und uns alle weiter zu beleidigen?« Sprach‘s und verließ den Raum. Manfred starrte ihm entgeistert hinterher. Er war sich der Tatsache, daß keiner der Männer im Raum ihn wohlwollend anblickte, schmerzlich bewußt.

Die peinliche Stille war zum Glück rasch vorbei, als Wiesenstätter mit einer Spritze in der Hand zurückkam. »Ich habe Fräulein Strasser-Scholz erst vor fünf Tagen kennengelernt«, sagte er und band der Bewußtlosen mit beiläufiger Miene den linken Oberarm ab. »Da reicht unsere ganz normale Amnesia-Dosis.«

Er stach ihr die Kanüle in die nun stark angeschwollene Armvene in der Ellenbeuge, während er gleichzeitig die Staubandage wieder löste.

»Amnesia...?« echote Manfred verständnislos.

»Ein noch zu Wehrmachtszeiten entwickeltes und seitdem ständig verfeinertes Medikament«, erklärte Magnus. »Wir verabreichen es all denjenigen potentiellen Thule-Kandidaten, denen wir uns offenbaren und die dennoch nichts mit uns zu tun haben wollen. Eine Dosis genügt, um die

Erinnerung an die letzten sieben Tage ebenso gründlich wie unwiderruflich zu löschen. Leutnant Kaltmeister und Oberfeldwebel Posner werden Herrn Wiesenstätter dabei helfen, die feine Dame in der Nähe einer der zahlreichen Diskotheken Münchens abzulegen, und zwar so, daß man sie rasch findet. Die Behörden werden glauben, sie sei ein neues Opfer einer Behandlung mit sogenannten >KO-Tropfen<. Sie selbst wird sich an gar nichts mehr erinnern können und keine Ahnung haben, wie sie in diese mißliche Lage gekommen ist. Morgen wird sie den schlimmsten Kater ihres Lebens haben, aber das war es dann auch!«

»So macht ihr das?« fragte Manfred verblüfft.

»Natürlich. Und je nachdem, wie stark wir dosieren, können wir notfalls auch Monate aus dem Gedächtnis löschen. Das allerdings darf nur unter ärztlicher Aufsicht geschehen und ist zum Glück auch nur höchst selten notwendig!«

Auf einmal wirkte Manfred erleichtert. »So also geht ihr mit Thule-Kandidaten um, die sich nicht freiwillig anwerben lassen wollen, die aber schon zuviel wissen.«

Magnus nickte stumm.

»Das ist gut. Darf ich einen Bericht für die Thule-Nachrichten darüber schreiben?« fragte sein Freund.

»Ich glaube, das OKT hat nichts dagegen, doch das mußt du mit denen abklären. Aber was findest du an diesem winzigen Detail denn so interessant?« Plötzlich kam dem Hauptmann die Erleuchtung. »Sag nur, du hast ernsthaft geglaubt, wir würden Anwerbe-Kandidaten, denen wir uns offenbart haben und die uns dann doch ablehnen, umbringen!?«

»Wie kommst du denn auf sowas?« sagte Manfred peinlich berührt und setzte sich wieder an den Tisch. Trotz der Folienmaske lief sein Gesicht knallrot an.

Kaltmeister, Posner und der Busunternehmer nahmen die bewußtlose Frau vom Boden und trugen sie aus dem Raum.

Am nächsten Morgen verließen die Männer der Sondereinheit einzeln und in unauffälliger Zivilkleidung das Hotel und machten sich auf den Weg Richtung Versammlungsort. Jeder von ihnen hatte einen bei flüchtigem Hinsehen nicht zu entdeckenden kleinen Knopf im Ohr, den Empfänger eines abhörsicheren Digitalfunknetzes. Das dazugehörige Mikrofon mit Sender war im jeweils obersten Jackenknopf untergebracht und ebenfalls nur bei genauster technischer Untersuchung erkennbar.

Die Hetze gegen die geplante Gedenkveranstaltung fand schon seit Wochen statt. So hatten etwa Nichtmünchener, die in die Stadt reisten, um ihr demokratisches Recht auszuüben, des Mauerfalls und all der Toten zu gedenken, die vom linken Regime der »DDR« ermordet worden waren, keine Hotelunterkunft gefunden, wenn sie angegeben hatten, wegen dieser Veranstaltung anzureisen.

Zehntausende Linksextremisten aus der ganzen BRD waren mit Bussen herangekarrt worden, um mit »Gegendemos und spontanen Aktionen« die von den Gerichten mit legalen Mitteln nicht zu unterbindende Gedenkveranstaltung doch noch zu verhindern.

Und die lokale Politprominenz war sich nicht zu schade, den organisierten linken Schlägerbanden auch noch Munition zu liefern. So hatte der Oberbürgermeister noch an diesem Morgen im Radio verkündet: »Diese Typen sind die Pest der deutschen und europäischen Politik, und wir werden sie als solche therapieren. Das werden wir gemeinsam tun, indem wir uns querstellen.« Und dann hatte er die demokratische Fassade völlig fallengelassen und die konservative, erklärtermaßen rechte, aber keineswegs rechtsradikale oder gar rechtsextreme neue Partei, die der seinen immer mehr Stimmen abzunehmen drohte, als »braune Soße, die in die Toilette gehört«, bezeichnet. Und die Veranstalter der Demonstration waren für ihn »braune Biedermänner, Brandstifter, Rassisten im bürgerlichen Zwirn und subtile Angstmacher.« Dann giftete er, und man konnte seiner Stimme anhören, wie schwer es ihm fiel, sich noch zu beherrschen: »Ich sage hier ganz klar: Rassisten, Rechtsextreme und alle die hier den sozialen Frieden stören wollen, sind hier nicht willkommen. Diese Demonstration ist nicht willkommen, die Münchnerinnen und Münchner wollen sie nicht. Dieser verfaulten Clique des Faschismus rufe ich zu: Da ist der Ausgang, da geht‘s nach Hause. Wir wollen euch nicht!«

Den Soldaten des Sonderkommandos Wittmann war klar, daß sie es mit einem völlig fanatisierten Mob zu tun bekommen würden, der die gesetzestreuen Demonstranten als willkommenes Freiwild betrachtete. Das machte ihnen nicht viel aus, denn biologisch betrachtet standen sie am oberen Ende der Nahrungskette. Wer den gefährlichsten Räuber im Wald für jagdbares Wild hielt, der machte einen schweren Fehler.

Etwa 1500 Menschen hatten den Mut gefunden, sich am westlichen Fuß der Maximiliansbrücke, am Rand der Bannmeile um den bayerischen Landtag, zu versammeln. Magnus Wittmann sah viele ältere Männer, aber

auch erfreulich zahlreiche junge Leute sowie eine Abordnung von farbentragenden Studenten. Er nahm sich vor, diese besonders im Auge zu behalten, denn er war sich sicher, daß die ein ganz besonderes Angriffsziel der Linken werden würden, die sich schon vereinzelt auf der Maximilianstraße zeigten.

Auf der für den Verkehr gesperrten Brücke glänzte ein Großaufgebot von Polizei, doch auf der angemeldeten und vom Bundesverfassungsgericht genehmigten Demonstrationsroute war kein einziger Uniformierter zu sehen.

Die Geschäfte auf diesem prächtigsten Boulevard der Stadt waren geschlossen, viele Schaufenster mit Brettern vernagelt, bis auf einen einsamen Maserati war keines der sonst hier haufenweise geparkten Oberklasse-Automobile zu sehen. Auch von der Polizei war weit und breit nichts zu bemerken, selbst dann nicht, als erste Rauchfahnen unter der Motorhaube des italienischen Luxusschlittens hervorquollen.

Wenig später stand das teure Fahrzeug lichterloh in Flammen, umtanzt von einigen johlenden, buntgewandeten Schreckensgestalten mit Irokesenfrisuren auf den Köpfen und Bierflaschen in den Händen. Den Brand hatten allerdings nicht sie gelegt, sondern ein vermummter Angehöriger des sogenannten »Schwarzen Blocks«, der sich unmittelbar nach der Brandstiftung zurückgezogen hatte. Nicht einmal Magnus Wittmann wäre in der Lage gewesen, den Mann zu identifizieren.

Der Hauptmann in Zivil schaute sich um und war zufrieden. Seine Männer hatten sich an den strategisch besten Stellen des Demonstrationszuges verteilt, der sich nun nach einer kurzen, über Megaphon gehaltenen Ansprache des Organisators in Bewegung setzte.

Die wenigen Vermummten, die sich bisher gezeigt hatten, zogen sich zurück. Wittmann kam sich vor wie in einem Wildwestfilm von Sergio Leone: Ein kleines Häufchen Aufrechter zog über die verlassene »Main Street« dem unabwendbaren finalen Höhepunkt des Filmes entgegen und wurde dabei von den »braven Bürgern« der Stadt, die sich hinter verschlossenen Jalousien und zugezogenen Vorhängen verbargen, schmählich im Stich gelassen. Auch der Sheriff (oder in diesem Fall *die* Sheriffs) hatten den Ort des Geschehens geräumt und überließen die Straße denen, die kühn genug waren, sie sich zu nehmen.

Von Kühnheit konnte bei den linken Störern allerdings nicht die Rede sein, denn angesichts des doch recht massiven Demonstrationszugs von 1500 Mann zogen sie sich in den Karl-Scharnagl-Ring zurück.

Dazu hatten sie auch allen Grund, denn kleine Gruppen vermummter Linkschaoten, sogenannte »Autonome«, versuchten Angriffe auf die vordersten Reihen der Demonstranten, wurden aber von den über Funk exakt koordinierten Einzelkämpfern abgefangen und blieben heulend, meist mit gebrochenen Knochen, liegen. Sie hatten sich auf ein paar fröhliche Angriffe auf weißhaarige Rentner gefreut und wurden nun ohne es zu wissen mit den härtesten Soldaten der Welt konfrontiert.

Das verdarb ihnen den Spaß sehr schnell, und mehr als einer von ihnen rief klagend wie ein waidwundes Tier nach seiner Mutti.

Magnus‘ Männer wurden allerdings auch »nach innen« tätig: Ein unscheinbares Kerlchen am Rand der Demonstration hatte plötzlich eine Pistole in der Hand und zielte auf die schwarzgewandeten Störer. Er ahnte nicht, daß der ebenso unscheinbare Mann neben ihm Oberfeldwebel Posner war. Im nächsten Augenblick lag der Möchtergern-Pistolero bewußtlos am Boden.

In aller Ruhe nahm der Unteroffizier in Zivil das Magazin aus der Pistole, holte die Patronen heraus und machte jede einzelne unbrauchbar, indem er das Geschoß aus der Hülse bog. Zuletzt verfuhr er auch so mit der Patrone im Schloß. Der verhinderte Provokateur würde noch lange bewußtlos sein. Sollte die Polizei rechtzeitig genug auftauchen, würde sie Beweismittel in ausreichender Menge finden. Posner ging allerdings davon aus, daß der Verfassungsschutz den Mann und seine Waffe vorher von der Straße schaffen würde.

Auf dem Karl-Scharnagl-Ring kam es zu weiteren Scharmützeln mit vermummten Linken, die erneut Prügel bezogen. Einer warf einen im schwarzen Rucksack mitgebrachten Ziegelstein auf die Demonstranten, den Magnus Wittmann, der in vorderster Reihe marschierte, mit einer blitzschnellen Bewegung aus der Luft fischte.

Ebenso schnell und mit großer Wucht warf er den Stein auf den Angreifer zurück, der ihn mitten ins Gesicht bekam. Heulend und aus Mund wie Nase blutend lief er weg. Magnus ver-mutete, daß nicht nur das Nasenbein des selbsternannten »Antifaschisten« gebrochen war, sondern daß ihm auch ein paar Zähne fehlten.

Das Geschrei und der Anblick des Blutes ließ die tapferen Linken zurückweichen, aber der Hauptmann in Zivil wußte, daß dieser Sieg hier ohne Bedeutung war. Denn im Hofgarten sowie im Englischen Garten warteten etwa 45 000 »engagierte Bürger«, die sich »querstellen« wollten

»gegen Rechts«. Und unter diesen Haufen deutscher Schafe (Magnus fragte sich ernsthaft, ob es typisch deutsch war, stets mit Inbrunst das zu tun, was »von oben« angeordnet wurde) hatten sich schätzungsweise 5000 gewaltbereite linke Wölfe gemischt, die aus der ganzen Republik und Österreich angereist waren, um »Rechte zu klatschen«. Nach wie vor war keine einzige - in Bayern immer noch grüne - Polizeiuniform zu sehen.

Als der kleine Zug der aufrechten Demonstranten, der Plakate mitführte wie: »Nie wieder Diktatur - auch nicht von links!«, »Gedenket aller Opfer - auch der DEUTSCHEN!« oder »Keine Gnade für Mauermörder!« nach links in die Hofgartenstraße einbog, war es mit der gespannten Ruhe vorbei.

Ein unübersehbarer Pulk schwarzgekleideter, meist vermummter Gestalten strömte unter den Bäumen des Hofgartens hervor und stellte sich den friedlichen Demonstranten in den Weg. »Nazis raus auch München!« brüllten sie, »Deutschland verrecke!« und »Nie wieder Deutschland!«

Die Polizei griff nicht ein, wie damals im September 2008 in Köln hatte man auch hier in München vor, eine Demonstration, die man auf legalem Wege nicht verhindern konnte, vom »antifaschistischen« Block niederknüppeln zu lassen.

Doch diesmal waren die anständigen Bürger dem linken Mob nicht hilflos ausgeliefert. Unauffällig hatte Magnus seine Kämpfer an die Spitze des Demonstrationszuges beordert, wo sie nun durch den Schwarzen Block schnitten wie die Kettensäge durch den Urwaldriesen.

Solange keine Waffen zum Einsatz kamen, war die Übermacht der Linken nicht viel wert, denn gekämpft wurde nur an der unmittelbaren Front - und das höchst einseitig. Gegen die

Elitesoldaten hatte der Pöbel nicht die geringste Chance. »Gesicht zeigen gegen Links!« gab Wittmann die Parole aus, die seine Männer nun im Chor riefen. Ihre kräftigen Stimmen übertönten das Gebrüll der Chaoten mühelos, und immer mehr Demonstranten stimmten in den Schlachtruf ein - und beteiligten sich ebenfalls an der Schlacht.

Der Schwarze Block bezog Prügel in einer Art und Weise, die beispiellos war in der Geschichte der BRD. Panik kam auf, denn die, die vorne standen, drängten zurück, während die von hinten immer noch nach vorne wollten. Im Gedränge in ihren eigenen Reihen stürzte mehr als einer der »Autonomen« zu Boden und wurde von seinen hemmungslos über ihn hinwegtrampelnden Gesinnungsgenossen verletzt.

Die Demonstranten rückten unerbittlich weiter vor. Eigentlich hatten sie

durch den Hofgarten ziehen wollen, doch dann wären sie von allen Seiten von Feinden umgeben und viel zu angreifbar gewesen. Daher hatte Magnus seinen Soldaten befohlen, den Zug bis zur Rückseite des Ägyptischen Museums zu führen und dann nach rechts abzubiegen, um den Hofgarten zu umgehen.

Instinktiv folgten die übrigen Demonstranten den schlagkräftigen Männern an der Spitze, und schließlich geschah das, was keiner der »engagierten Antifaschisten« je für möglich gehalten hätte: Trotz drei- bis vierfacher Übermacht strömte der Schwarze Block zurück und lief dabei zahlreiche der bürgerlichen Gegendemonstranten über den Haufen.

Immer mehr Menschen wurden verletzt, Schmerzensschreie wurden laut, und dann kam es zur Massenpanik. Die »spontane Gegendemonstration« im Hofgarten (die selbstverständlich nicht angemeldet war, wie es das Gesetz verlangt hätte) löste sich im Chaos auf. Nicht einmal die Sanitäter kamen zu den Verletzten durch, und Magnus sah, wie am Zugang zur Galeriestraße ein Krankenwagen von den zurückströmenden Chaoten umgeworfen wurde. Die konnten offenbar nicht anders. Irgend etwas *mußten* sie einfach zerstören.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite, im Garten des Prinz-Carl-Palais, standen mehrere Hundertschaften Bereitschaftspolizei. Doch sie rührten sich nicht.

Der größte Teil der bürgerlichen Gegendemonstranten hatte sich im nahen Englischen Garten versammelt, wo er von der erwarteten Gewaltorgie der linken Chaoten nichts mitbekommen würde. So etwas übersah man besser.

Auf der großen Wiese hatte man eine Behelfsbühne aufgebaut, auf der Oberbürgermeister, Polizeichef und zahlreiche Honoratioren der Stadt ihr Engagement gegen Rechts mit bewegten Reden zelebrierten. Unmittelbar vor der Bühne befand sich ein mit Kordeln abgesperrter Bereich für die zahlreich angereiste Presse.

Manfred Behrens bewegte sich inmitten des Geschehens. Sein Presseausweis auf den Namen Egon E. Kisch hatte ihm problemlos Zutritt verschafft. Er sah sich um und erkannte einige Kollegen von früher. Ihre Blicke streiften ihn achtlos. Seine Maske war perfekt.

Dem Journalisten fiel auf, daß der Polizeipräsident im Hintergrund der Bühne mit einem Zivilisten tuschelte und beide sehr besorgte Gesichter machten. Plötzlich zeigte der Großbildschirm über der Bühne, auf dem bisher die jeweiligen Redner zu sehen gewesen waren, die Krawalle am Hofgarten und die heillose Flucht der Linkschaoten. Die Bilder waren aus der Luft

aufgenommen, vermutlich von einem Polizeihubschrauber.

Der Polizeipräsident kam nach vorne, flüsterte dem Ratsherren, der gerade eine seiner eigenen Meinung nach höchst eindrucksvolle Rede über »Zivilcourage« hielt, etwas ins Ohr, und übernahm dann das Mikrofon von ihm.

»Meine Damen und Herren«, sagte der hohe Beamte mit belegter Stimme, »die braunen Horden haben die engagierten Bürger, die sich ihnen mutig entgegengestellt haben, mit brutaler Gewalt aus dem Weg geprügelt. Zum Schutz der Demokratie bleibt mir nun nichts anderes übrig, als die Polizei gegen die rechte Brut einzusetzen.«

Schlagartig war es still auf dem Platz. Manfred blickte sich um und sah nur betretene Gesichter. Seine Kollegen wußten, was hier geschah, doch keiner wagte, seine Stimme gegen das Ungeheuerliche zu erheben.

Manfred Behrens alias Egon E. Kisch allerdings war schon immer ein geradezu fanatischer Anhänger von Recht und Gerechtigkeit gewesen. Wo Unrecht geschah, konnte er nicht einfach wegschauen - was ihm in seinem früheren Berufsleben mehr geschadet als genutzt hatte.

So erhob er auch jetzt die Stimme und brüllte aus Leibeskräften: »Das glaube ich einfach nicht! Erst weigert sich die Polizei, eine legale Demonstration zu schützen, wie es ihre Pflicht nach dem Gesetz wäre, und jetzt soll sie auch noch auf die Demonstranten gehetzt werden, nur weil die ihr Recht wahrgenommen haben?«

Einige Journalisten ringsum nickten, zustimmende Rufe vor allem ausländischer Korrespondenten wurden laut. Ein Georgier rief: »Stimmt es also doch, daß sich deutsche Behörden mit Linksextremisten gegen jede nationale Opposition verbünden?«

Der Polizeipräsident dementierte sofort, behauptete plötzlich, nur völlig falsch verstanden worden zu sein und natürlich keinesfalls Beamte gegen Teilnehmer einer angemeldeten Demonstration hetzen zu wollen. Es ginge ihm nur darum, gewalttätige Ausschreitungen zu verhindern.

Genau in diesem Moment drängte sich ein junger Mann durch die Menge, der ganz in schwarz gekleidet war. Die Kapuze seines Pullovers war zurückgeschlagen, so daß man sein zuschwellendes rechtes Auge und das verkrustete Blut unter seiner Nase sehen konnte.

Er scherte sich nicht um die Absperrungskordel und eilte mitten in den Pressebereich, direkt vor die Bühne, von der aus der Polizeipräsident ihn mit einer Mischung aus Entsetzen und Erstaunen über soviel Frechheit anstarrte.

»Verdammt noch mal, Alter, wo bleiben deine Bullen?« rief derjunge Mann dem hohen Beamten frech entgegen.

»Wer sind Sie?« rief der Angesprochene mit belegter Stimme. Man konnte sehen, daß diese Frage nur eine rhetorische war, denn sein Gesicht war plötzlich kreidebleich. »Ich kenne den Kerl nicht!« beeilte er sich zu versichern.

»Ach nee, Alter, so plötzlich?« Zahlreiche Kameras richteten sich auf den Störer in Schwarz, der seine Chance erkannte, sich umdrehte und in die Mikrofone der Journalisten sprach: »Die Antifa reißt sich den Arsch auf im Kampf gegen die Nazis, aber der feine Herr hält seine Bullen zurück, weil ihm irgendwelche Vorschriften wichtiger sind als der Kampf gegen Rechts! Wir...«

Weiter kam er nicht mehr, denn plötzlich stürmten von rechts und links mehrere Polizisten auf ihn zu, legten ihm Handschellen an und führten ihn ab.

Doch sie achteten nicht darauf - oder wollten nicht darauf achten - daß ihnen mehrere Kameraleute um die Ecke der Bühne herum folgten und Zeuge wurden, wie die Beamten offenbar auf Befehl von oben dem Mann die Handschellen wieder abnahmen und ihn nach eindringlicher Ansprache laufen ließen, als sie von der Bühne gegen die Blicke der bürgerlichen Demonstranten geschützt waren.

Die Bilder dieser Szene würden am Abend von den meisten Sendern der Welt gezeigt werden, auch einigen in Deutschland. Aber sie waren nicht der Grund dafür, daß der Polizeipräsident Münchens morgen zurücktreten würde.

Diesen Grund sollten die nun folgenden Ereignisse liefern.

Als der Demonstrationszug vom Hofgarten aus nach links in die Galeriestraße einbog und somit den Odeonsplatz fast erreicht hatte, erwarteten die Antifa-Horden offenbar, daß sich nun die Polizei den Demonstranten entgegenstellen würde. Es gab tatsächlich einiges an Bewegung und Unruhe bei den Uniformierten, deren Einsatzleiter vor Ort wohl über Funk Anordnungen einholten, aber dann geschah - nichts.

Die Schwarzvermummten rotteten sich unter den Bäumen des Palaisgartens zusammen. Es sah nicht mehr so aus. als wollten sie die friedlichen Demonstranten angreifen, aber Wittmann ging kein Risiko ein und ließ seine Männer bei der Demonstration. Allerdings beorderte er Kaltmeister und Lohberger zu sich und erklärte: »Wenn ich mich nicht irre, gehen die Chaoten gleich aus Frust und Wut auf die Polizisten los. Und ich

habe den Verdacht, daß die Befehl bekommen haben, sich nicht zu wehren.«

Er irrte sich nicht.

Mehr als tausend Linke stürmten plötzlich auf die Polizisten zu. Die hoben ihre Schilde, trauten sich aber nicht einmal, ihre Knüppel einzusetzen, weil ihnen das von der Einsatzleitung offenbar verboten worden war. Ein über die Politik auf seinen Posten gekommener deutscher Beamter konnte sich eben nicht vorstellen, daß Linke alle Absprachen brachen, so wie es ihnen gerade in den Sinn kam.

Die Fronten prallten zusammen - und plötzlich flog ein Brandsatz durch die Luft.

»Los!« brüllte Wittmann. Die drei Thule-Soldaten hetzten über die Straße, nicht eine Sekunde daran denkend, wie gewaltig die Übermacht war, der sie gegenüberstanden.

Ein Polizist, der in dritter Reihe gestanden hatte, war von dem heimtückischen Brandsatz direkt getroffen worden und stand lichterloh in Flammen. Sein Schreien ging im allgemeinen Krawall unter.

Die anderen Uniformierten wichen instinktiv zurück, um sich nicht selbst zu verletzen. Kaltmeister und Lohberger spurteten zu dem brennenden Mann, warfen ihn zu Boden und rollten ihn über den Rasen, um die Flammen zu ersticken. Doch es war zu spät, dem armen Kerl konnte niemand mehr helfen.

Eine weitere Brandflasche flog heran. Magnus fischte sie aus der Luft, bevor sie am Boden aufschlagen und platzen konnte. Geschickt packte er sie ganz unten, so daß seine Finger von dem brennenden Lumpen am Flaschenhals ausreichend weit entfernt waren.

In hohem Bogen warf er die Flasche dorthin zurück, woher sie gekommen war. Sie zerplatzte mitten im Schwarzen Block -und dann gab es eine hohe Stichflamme: Offenbar waren die Linken gerade dabei gewesen, weitere Brandsätze abzufüllen.

Im nächsten Augenblick fielen Schüsse, und im allgemeinen Chaos ließ sich nicht ausmachen, woher sie kamen.

Die Truppführer der Polizei, zu erkennen an den Sprechfunkgeräten, die sie bei abgenommenem Helm ans Ohr drückten, brüllten Worte wie: »Zurückhalten!« oder »Nur deeskalieren!«

Doch die Belastungsgrenze der Polizeibeamten war offenbar überschritten. Sie beachteten ihre Vorgesetzten einfach nicht mehr und rückten in geschlossener Front vor.

An diesem Tag, der in den Kreisen der Linken bald nur noch »das

Massaker von München« heißen sollte, bezogen die Chaoten Prügel wie noch nie zuvor in ihrem Leben.

Am nächsten Morgen lagen im Frühstücksraum des »Feldherrn« alle in München erscheinenden Tageszeitungen auf dem Tisch.

Eine zeigte sogar ein Foto von Manfred, wie er den Polizeipräsidenten zur Rede stellte. Die Bildunterschrift lautete: »Wer ist dieser Mann? Ein Handlanger der Neonazis?«

Eine große Zeitung, die im gesamten süddeutschen Raum erschien, zeigte das Bild eines jungen, fröhlichen Punkers in bunten Kleidern auf der Titelseite. Die Schlagzeile quer über das Blatt lautete: »Tödliche Rache an Antifaschisten!« und der Untertitel fragte: »Wie rechts ist unsere Polizei?«

»Was für ein nettes Bildchen«, höhnte Wittmann. »Das ist mindestens drei Jahre alt. Gestern trug der nette Punker schwarz!«

»Und er war derjenige, der die Brandflasche auf den toten Polizisten schleuderte«, erklärte Lohberger. »Das habe ich genau gesehen.«

»Wirklich erstaunlich, daß der Mann trotz seiner tödlichen Verletzungen noch zur Waffe greifen und seinen Mörder erschießen konnte«, meine Kaltmeister.

»Das konnte er nicht.« Nun sahen alle Lohberger an, der trotz der allgemeinen Aufmerksamkeit ruhig und gelassen blieb. »Ich habe die Dienstwaffe des armen Mannes genommen, seinen Mörder erschossen und dem mittlerweile Toten die Waffe dann in die Hand gedrückt.«

»Klingt, als wären Sie nicht besser als der von Ihnen erschossene«, sagte der natürlich ebenfalls anwesende Manfred Behrens streng. »Rache ist kein Grund, jemanden umzubringen! Dieses Motiv kommt für mich gleich hinter purer Mordlust.«

»Mein lieber Behrens, wenn ich die Schüsse nicht abgegeben hätte, wären die völlig verunsicherten Polizisten weiter einfach da stehengeblieben, wie ihre Vorgesetzten es verlangten, und hätten sich von der linken Übermacht niedermetzeln lassen. Doch der erste Schuß hat sie aus ihrer Schockstarre gelöst. Plötzlich war ihnen sonnenklar, daß die Linken einen der ihren ermordet hatten und daß noch mehr von ihnen den Tag nicht überleben würden, wenn sie weiter einfach so dagestanden hätten, wie man es in niederträchtigster Absicht von ihnen verlangte!«

»Ich bin nicht Ihr Lieber«, sagte Manfred, der nicht glücklich war, wenn er nicht das letzte Wort haben konnte. Doch ansonsten schwieg er.

»Ich glaube, Stabsfeldwebel Lohberger hat vernünftig und im Sinne

unseres Auftrags gehandelt. Der entwickelt sich übrigens prächtig, weshalb ich jedem von Ihnen ein großes Lob aussprechen muß. Fast jeder Kommentar befaßt sich mit der Frage, wie es den Demonstranten gelingen konnte, den mehrfach überlegenen Schwarzen Block derart heftig zurückzuwerfen.« Magnus schnaubte voller Verachtung. »Niemand stellt sich die Frage, wie es geschehen kann, daß eine legale Demonstration nicht von der Polizei beschützt wird. Für all diese >engagierten Kämpfer gegen Rechts< scheint es mittlerweile selbstverständlich zu sein, jede Opposition zu unterdrücken. Ein Kommentator entblödet sich nicht einmal, Gewalt zu rechtfertigen, solange sie sich nur >gegen Rechts< richtet. >Im Kampf für die Demokratie darf man auf keine erfolgversprechende Methode verzichten, nur weil sie vielleicht nicht ganz legal ist<, schreibt dieser Schmutzfink.«

Der Hauptmann ließ die Zeitung sinken. »Auf jeden Fall vermuten viele der Schreiberlinge völlig richtig, daß die sogenannten >Neonazis< Unterstützung der Thule-Truppen gehabt haben könnten. Einer nennt sogar meinen Namen als Experten für Nahkampf, ein anderer erklärt, über seine Kontakte erfahren zu haben, daß VS und MAD die Masse gescannt und 31 Gesichter entdeckt hätten, die in keiner Datenbank zu finden seien.«

»Gescannt? Was ist das?« Einer der jungen Soldaten aus Wittmanns Truppe, der in Thule geboren und aufgewachsen war, sah seinen Vorgesetzten ratlos an. Im Reich sprach man noch vernünftiges Deutsch, das nicht mit dem Wortmüll der Siegermächte des Zweiten Weltkriegs durchsetzt war.

»Die haben Meßkameras mit rechnergestützten Erkennungsverfahren eingesetzt, um jeden einzelnen Demonstranten zu identifizieren«, erklärte Magnus.

»Aha«, sagte der junge Soldat. »Warum schreiben die das dann nicht auch so?«

Soviel jugendliche Naivität entlockte dem Hauptmann ein Schmunzeln. »Jedenfalls können wir mit dem Einsatz zufrieden sein, wenn VS und MAD ihn untersuchen. Wir haben genau die Aufmerksamkeit erregt, die wir erregen wollten. Die ganze Republik schaut auf München!«

Da schnarrte das Satellitenfunkgerät, das Magnus am Gürtel trug.

Es war kaum größer als ein herkömmliches Mobiltelefon und erlaubte doch eine abhörsichere Digitalverbindung mit jedem Ort der Welt.

Magnus meldete sich und hörte dann nur noch zu. »Verstehe!« sagte er militärisch knapp, dann: »Zu Befehl!« bevor er die Verbindung unterbrach.

Er befestigte das Telefon wieder an seinem Gürtel und sah seine Männer mit einer gewissen Ratlosigkeit an. »Irgend etwas ist schiefgelaufen«, erklärte er. »Wir haben Befehl, uns unverzüglich in den Englischen Garten zu begeben, wo uns eine Me 838 abholen wird. Ich fürchte, die Zeit der Spielchen ist vorbei.«

---

11. »Was Schicksal ist, läßt sich nicht definieren, nur sehend erleben.«

{Oswald Spengler)

Der 10. November des Jahres 2011 hatte Thüringen feuchtes, kaltes Schmuddel Wetter gebracht. Über dem Jonastal fiel feiner Nieselregen.

Tief unter der Erde, auf Ebene 20 der meist kurz S III genannten riesigen Bunkeranlage aus den letzten Tagen des Dritten Reiches, merkte man allerdings nichts von dem Schmuddel Wetter. Die große Halle war weitgehend leergeräumt, die im Februar hier entdeckten letzten Produkte reichsdeutscher Hochtechnologie waren mit Stahlzeppelinen nach und nach abtransportiert worden und dienten nun im Von-Klenk-Brewer-Museum in Neu-Berlin Schülern des Reiches Thule zur Erbauung und vor allem zur Information über die technischen Großtaten ihrer Vorfahren. Sie waren Anschauungsmaterial und Ansporn zugleich.

Nur ein Artefakt hatte man aus dieser zweitgrößten Halle des Sonderbauvorhabens III nicht entfernt: das Wurmlochportal, dessen Energie der noch eine Ebene tiefer stehende Ragnarök-Reaktor lieferte.

Die Stahlzeppeline hatten auf ihren heimlichen Flügen zahlreiche Spezialisten aus Thule hergebracht, die meisten von ihnen Wissenschaftler aus dem Schulz-Institut. Aber seit einigen Wochen war auch Stabsfeldwebel i. R. Heinrich Heinrich hier, der mehr als 60 Jahre seines Lebens in diesem Bunker verbracht hatte. Sein hohes Alter sah man dem 1926 geborenen Mann allerdings nicht mehr an.

Seit der Behandlung mit dem Jungbrunnenserum der AIn hatte er sich kontinuierlich verändert und sah nun aus wie ein kräftiger Mann Anfang 30 - der er biologisch auch tatsächlich war. Vor ihm lagen noch gut 50 Jahre beschwerdefreies Leben in einem jungen Körper, bis er irgendwann nach seinem 140. Geburtstag plötzlich und überraschend sterben würde, weil er die natürliche Grenze menschlichen Lebens erreicht hatte. Doch bis dahin würde er jung aussehen und sich auch so fühlen.

Die Dienstvorschriften der Thule-Truppen verboten den Einsatz eines

Mannes von 85 Jahren, egal wie jung sein Körper biologisch war. Und so hatte Heinrich sich notgedrungen ins Privatleben zurückgezogen, was ihm angesichts der massiven Soldnachzahlungen, die ihn zum reichen Mann gemacht hatten, nicht schwergefallen war. Doch als vor einigen Wochen die Anfrage von Professor Schulz gekommen war, ob er hier aushelfen könne, hatte er sofort zugesagt.

Seine Freundin Martina, die mittlerweile mit ihren Kindern zu ihm gezogen war, kümmerte sich während seiner Abwesenheit um seine Hundezucht.

Heinrichs Aufgabe im Sonderbauvorhaben III bestand darin, den Experten des Schulz-Instituts die verschiedenen Geräte zu erläutern, die man 1944 hier eingebaut hatte. Der ehemalige Soldat der Waffen-SS kannte sich allerdings mit den zahlreichen Abwehreinrichtungen der Anlage besser aus als mit den technischen Einrichtungen, doch hatte er in den Jahrzehnten hier unten mangels Abwechslung so ziemlich jedes technische Handbuch, das es gab, studiert, und war so eine große Hilfe.

Er hatte sich lange mit einem jungen Doktoranden namens Fricke unterhalten, dem anfangs der Kinnladen heruntergeklappt war, als er das Wurmlochportal gesehen hatte: eine kompliziert wirkende technische Anlage aus graulackiertem Kruppstahl, auf deren Oberseite sich ein etwa 2,50 Meter durchmessender senkrechter stählerner Ring befand. In dem Ring schimmerte etwas, das aussah wie ein hochkant gestellter Gartenteich: eine leicht bewegte Wasserfläche, die entgegen allen Naturgesetzen nicht aus dieser unmöglichen Position herabfloß.

Doch es war kein Wasser, das sich in diesem Ring befand, sondern pure, wabernde, schimmernde Energie. Quantenenergie, wie Professor Schulz schon beim ersten Hinsehen mit Kennerblick festgestellt hatte.

Heinrich hatte den jungen Mann in die Geheimnisse der Steuerungsanlage eingeweiht, die mit ihren emaillierten Anzeigen, den bunten Kontrolllampen und den großen Drehschaltern aus Bakelit auf eine sympathische Weise altmodisch wirkte -und die doch fortschrittlicher war als jede andere Steuerungseinrichtung auf der Erde.

Denn von hier aus wurde ein Schlauch aus purer Quantenenergie gesteuert, der sich durch eine ebenso unbekannte wie unsichtbare Dimension wand und so viele Lichtjahre in dieser unserer eigenen überwand.

Nun aber hatte sich Heinrich aus der Ebene 20 zurückgezogen. Die Forscher waren ganz aus dem Häuschen gewesen, als bestimmte Geräte ihre

Anzeigewerte verändert hatten, und Professor Schulz hatte feierlich erklärt, die Wurmlochspitze habe nun zweifelsfrei das Aldebaran-System erreicht, und die Öffnung des Durchgangs stehe unmittelbar bevor.

Der alte Soldat war sich fehl am Platze vorgekommen und hatte sich deshalb in die Zentrale auf Ebene 8 begeben. Hier inspizierten Techniker in den schwarzen Uniformen Thules die riesige Anlage, die doch im Prinzip von einem einzigen Mann allein gesteuert werden konnte. Für die jungen Männer war Heinrich, der nicht mehr älter aussah als sie selbst, ein Idol.

»Ich verstehe immer noch nicht, wie es euch hier unten gelingen konnte, nach dem Krieg Fernsehen zu empfangen. Schließlich benutzte man eine komplett andere Verschlüsselungstechnik als vor dem Krieg. Soviel ich weiß, durften ja die Deutschen nicht das von ihnen erfundene Fernsehen benutzen, sondern mußten sich mit amerikanischen beziehungsweise sowjetischen Standards begnügen.«

»Das ist richtig, Junge«, erklärte Heinrich, »aber damals im Reich war die heute so verbreitete Wegwerfmentalilät einfach unvorstellbar. Bei der Konstruktion der Anlagen hier legte man von Anfang an Wert darauf, daß sie mit wenigen Handgriffen auf andere Standards nach- und umrüstbar waren. So konnten wir unsere Empfänger stets auf die aktuelle Fernsehnorm nachrüsten. Nur die Bildschirme ließen sich nicht mehr auf Farbdarstellung einrichten.«

»Phantastisch«, sagte der Techniker. »Und die Bildschirme werden auch bald Farbe bekennen, wenn wir die alten Röhren erst durch FKB-Folien ersetzt haben!«

In diesem Augenblick schalteten sich mehrere der Bildschirme automatisch ein, und Lochstreifenmaschinen setzten sich laut ratternd in Betrieb.

Heinrich strich sich verblüfft über das dichte blonde Haar, als er auf den Monitorröhren schwarzweiße Bilder von schwerbewaffneten Männern in Kampfanzügen sah, die durch das Gelände huschten. Dann kam Leben in den jungen alten Mann, und er hechtete zum Lochstreifenstanzer.

Ebenso besorgt wie konzentriert starrte er auf den immer länger werdenden Papierstreifen mit den vielen Löchern, deren Botschaft nur er lesen konnte. Dann ließ er den Streifen fallen und hechtete zu dem modernen Digitalfunkgerät, das die Soldaten Thules mittlerweile hier aufgebaut hatten. Er drückte die Notruftaste, die eine Direktverbindung ins OKT herstellte, und brüllte ins Mikrofon: »Großalarm! Hier ist Heinrich im S III! Die Bundeswehr marschiert draußen mit einer schweren Pionierdivision auf! Die

wollen uns ausräuchern!«

Über Berlin brannte die Luft, obwohl man am Boden dank des trüben Novemberwetters nicht viel davon mitbekam. In weiser Voraussicht hatte Thulemarschall Bittrich darauf bestanden, den gigantischen Flugzeugträger »Hindenburg« in den Nordatlantik zu verlegen, als das letzte Großprojekt des Deutschen Reiches nun endlich in die Phase kam, die sich seine Erbauer fälschlicherweise schon für Anfang 1945 erhofft hatten.

Und so hatten die Ereignisse einen fast unausweichlichen Verlauf genommen. Die bundesdeutschen Geheimdienste waren offenbar doch nicht so leicht zu täuschen, wie man sich erhofft hatte, und als der Stabsfeldwebel im Ruhestand Heinrich Hein^ rieh die Vorbereitungen der Bundeswehr zum Sturm auf das Sonderbauvorhaben III entdeckt hatte, war keine Zeit mehr für Spielchen geblieben.

Der Thulemarschall hatte 200 Jagdbomber vom Typ Heinkel He 1098 und 50 Arado 666 P/JT in Marsch gesetzt, rund ein Viertel der Luftstreitmacht, die die »Hindenburg« aufbieten konnte. Allein die Arado-Jägerträger brachten 400 Kurzstreckenhochleistungsjäger Messerschmitt Me 1090 ins Zielgebiet -mehr Kampfflugzeuge, als die gesamte Bundesluftwaffe besaß.

Zwar waren die Mittel des Reiches Thule durchaus beschränkt, vor allem Soldaten waren knapp und kostbar - doch die Thuleführung hatte die Ursachen der furchtbaren deutschen Niederlage im Zweiten Weltkrieg gründlich analysiert und erkannt, daß moderne Kriege nur zu gewinnen waren, wenn man den Himmel beherrschte. Und daher hatte jeder Thulemarschall seit Reichsgründling keine Kosten und Mühen für die Luftrüstung gescheut.

Für einen jungen Mann in Thule kam die Berufung ins Pilotenkorps der Luftwaffe einem Ritterschlag gleich. Kein Berufsstand war im Reich höher angesehen als der des Kampfpiloten.

Zwar lautete die oberste Doktrin für jeden Thulemarschall »Nie wieder Krieg!«, aber wie die Realität bitter gezeigt hatte, war selbst der stärkste Friedenswille zwecklos, wenn jemand anders den Streit suchte - vor allem dann, wenn dieser Jemand im Auftrag außerirdischer Intelligenzen arbeitete, die sich die Erde Untertan machen wollten.

Trotzdem hatte Bittrich einen letzten Versuch unternommen, die kriegerische Konfrontation mit dem Land seiner Ahnen zu vermeiden. Noch während die Kampfflugzeuge Thules aufstiegen und sich am Himmel sammelten, um dann in lockerem Verband über Frankreich Richtung

Deutschland zu fliegen - die hochentwickelten Tarnkappeneigenschaften der Flugzeuge verhinderten ihre Entdeckung durch die Franzosen, deren Funkmeßanlagen sowieso fast ausschließlich nach Osten ausgerichtet waren - , hatte Bittrich in Berlin angerufen und die Kanzlerin verlangt. Doch die ließ sich verleugnen.

Und so waren gut eine Stunde nach Heinrichs Entdeckung die Jagdbomber mit dem Balkenkreuz über der ehemaligen Reichsund heutigen Bundeshauptstadt aufgetaucht und hatten den Luftraum gesichert.

Eine Jagdbomberstaffel war im Tiefflug über das Kanzleramt hinweggedonnert, um Präsenz zu zeigen. Es dauerte fast eine weitere Stunde, bis die Bundesluftwaffe ihre alten Tornados und die wenigen bisher ausgelieferten Eurofighter aus den nächsten Standorten - bei Rostock und in Niedersachsen! - herangeführt hatte. Wäre Thule der Bundesrepublik wirklich feindlich gesonnen gewesen, hätte man die Stadt inzwischen in Grund und Boden bombardieren können.

Das war wohl auch der Luftwaffenführung klar, denn sie unternahm nichts, bis ihre Maschinen heran waren. Mehr als etwa 60 uralte Tornados und rund 30 halbwegs moderne Eurofighter konnte sie sowieso nicht aufbieten. So hatte noch vor zwei Jahren der SPD-Abgeordnete Bartels die für die Anschaffung von wenigstens 180 dieser Maschinen notwendigen drei Milliarden Euro als »illusorisch« bezeichnet, während er gleichzeitig einen Bundeshaushalt abgenickt hatte, in dem fast 200 Milliarden Euro für »Sozialausgaben« bereitgestellt wurden. Die Finanzierung von billigem Wohnraum und kostenloser Krankenversicherung für ausländische Großfamilien waren dem Parlament eben wichtiger erschienen als Investitionen in die Verteidigung Deutschlands.

Dafür durften die Piloten der Bundeswehr nun büßen. Ihre Flugzeuge, vor allem die alten Tornados, stürzten brennend vom Himmel, die meisten schon auf dem Anflug abgeschossen von den weitreichenden Luft-Luft-Raketen Wgr 38 »Alswidr«, von denen die riesigen Arados jeweils zehn mitführten.

Die wendigen Messerschmitts stürzten sich wie Hornissen auf die Eurofighter, die den Raketen entkommen waren, und flogen fast nach Belieben Kreise um sie. Die thuledeutschen Jägerpiloten verzichteten nach Möglichkeit auf den Einsatz der tödlich präzisen Kurzstreckenraketen Max X und verließen sich vor allem auf ihre Bordgeschütze, denn sie wollten ihre bundesdeutschen Kameraden nicht töten.

Und so sah man immer wieder rotleuchtende Fackeln, die vom Himmel

fielen, und Fallschirme daneben, die aus den Wolken auftauchten.

Die Heinkel-Jagdbomber widmeten sich vor allem der Aus-

Schaltung der gegnerischen Luftabwehr, die nun ihre »Radar«-Anlagen einschaltete. Mike McBain, der eine der an dem Einsatz beteiligten Maschinen flog, fragte sich ernsthaft, wie es hatte geschehen können, daß die Deutschen ihre eigene Sprache dermaßen aufgegeben halten. Seit er den Thule-Truppen beigetreten war, war es für ihn, den gebürtigen Amerikaner, eine Selbstverständlichkeit gewesen, Deutsch zu lernen - das er mittlerweile perfekt beherrschte.

Deutsch war eine wundervolle Sprache, die Feinheiten des Ausdrucks zuließ, die im Englischen einfach nicht möglich waren. Und dennoch dachten sich nicht einmal die Piloten der Bundesluftwaffe - also die Besten der Besten! - etwas dabei, selbst beim Einsatz Englisch zu reden, wie es die Politik von ihnen verlangte.

Fast verspürte Mike Mitleid mit den Bewohnern der Bundesrepublik. Wie tief mußte ein Volk gesunken sein, wenn es sich in einem solchen Ausmaß und mit einer solchen Hingabe den Sitten und Gebräuchen jener Mächte anpaßte, die es besiegt hatten!

Mit einem Seufzer schaltete er die Zielerfassung einer Rakete des Typs Panzerblitz VIII auf eine Funkmeßstellung der Bundeswehr, die nach den Flugzeugen Thules suchte. Er löste das Geschoß aus, und Sekunden später waren die lästigen Impulse verschwunden.

Bald war der Luftraum über Berlin gesichert. Die letzten überlebenden Maschinen der Bundeswehr flohen, die Raketenstellungen am Boden waren entweder zerstört oder wurden abgezogen. Entsprechend ihrem Auftrag setzten die Piloten Thules nicht nach. Sie stiegen nach oben, um ihre Maschinen an den kreisenden Versorgungsflugzeugen aufzutanken.

Eine einzelne Messerschmitt Me 838 schwebte mit ausgefahrenen Landeklappen in nicht mehr als 150 Metern über dem Tiergarten ein. Aus einer offenen Klappe im Boden ihres Transportbehälters regnete es Männer in schwarzen Kampfanzügen.

An der Spitze seiner Soldaten sprang Magnus Wittmann über Berlin ab. Er war nicht wirklich überrascht gewesen, als er an Bord der Maschine, die ihn in München abgeholt hatte, den Rest seines Sondereinsatzkommandos hatte begrüßen können.

Die »Gruppe München« hatte sich rasch ihrer Folienmasken entledigt und die bereitgelegten Kampfanzüge angelegt. Ein Leutnant hatte Wittmann in

aller Eile über den bevorstehenden Einsatz unterrichtet, und dann war man auch schon über dem Absprungort gewesen.

Für den geplanten Einsatz hatte die Truppe komplett auf die Maschinenpistole SG 98 zurückgegriffen, der Abwurf zusätzlicher Behälter mit Waffen und Munition war in diesem Fall nicht nötig.

Die Elitesoldaten hatten ihre Schirme perfekt im Griff, fast alle landeten unmittelbar neben der Straße des 17. Juni. Auf der herrschte nicht mehr viel Verkehr, denn seit dem Beginn der Luftkämpfe über Berlin hatten sich die Straßen deutlich geleert. So gelang die Sperrung der breiten Straße zwischen Kreisverkehr an der Siegessäule und Brandenburger Tor beeindruckend schnell.

Magnus hatte seinen Befehlsstand am Pariser Platz in Sichtweite des Brandenburger Tores eingerichtet. Passanten und Touristen gafften ihn und seine Männer mit offenen Mündern an, konnten nicht einordnen, was hier vorging. Eine Gruppe Japaner machte Fotos.

Da heulten Martinshörner auf, und mehrere Streifenwagen der Polizei rauschten heran. Magnus‘ Männer hoben ihre Maschinenpistolen. Doch der Hauptmann ging den Polizisten mit erhobenen Händen entgegen - mit der Rechten allerdings sein SG 98 umklammernd.

Aus dem vordersten Streifenwagen stieg ein einzelner Mann, dessen dunkelblaue Uniform frappierend an die eines Kleinstadtsheriffs aus Oklahoma erinnerte. Als er den Gotenadler an Wittmanns Uniform entdeckte, wurde er bleich. »Wollt ihr Nazis uns jetzt ebenso fertigmachen wie die Amerikaner?« preßte er zwischen den Zähnen hervor.

»Nur wenn ihr Bolschewisten ebenso über uns herfallt wie die«, entgegnete der Hauptmann kühl. »Wir sind heute hier im Einsatz, um die Menschheit vor außerirdischen Invasoren zu beschützen - leisten also sozusagen nur Polizeiarbeit. Und jetzt würde ich Ihnen empfehlen, das Feld zu räumen. Wir sorgen schon dafür, daß hier keine Verbrechen geschehen. Warum machen Sie das nicht auch, sagen wir mal in Friedrichshain? Da kommt mittlerweile eine Straftat auf weniger als fünf Bürger -da lohnt sich Ihr Einsatz!«

Der Angesprochene sagte nichts, sondern starrte mit offenem Mund an Wittmann vorbei, stieg dann wortlos in seinen Streifenwagen und fuhr davon.

Der Hauptmann brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, was den Polizisten so verunsichert hatte: Hinter ihm schwebten wie an einer Perlenschnur zahlreiche Messerschmitt 838 an der Siegessäule vorbei auf die

Straße des 17. Juni herab und hielten erst unmittelbar vor dem Pariser Platz an. Weitere Maschinen verteilten sich rechts und links auf die Rabin-Straße. Die hohen Fahrwerke der Maschinen verhinderten, daß sich ihre 68 Meter weit ausladenden Tragflächen in den schon winterkahlen Bäumen verhedderten. Einige dürre Zweige, die sich den mächtigen Fliegern entgegenreckten, waren von der vordersten Messerschmitt abrasiert worden.

Aus den Lastbehältern stürmten die schwerbewaffneten Soldaten des ersten Bataillons der 2. Pz.-Div. »Theoderich«, angeführt von Generalmajor und Ritterkreuzträger Heinrich Geyer persönlich.

Er hatte bewußt darauf verzichtet, seine Panzer mitzunehmen, denn im OKT legte man nach wie vor größten Wert darauf, die Regierung der Bundesrepublik möglichst nicht zu demütigen -man hoffte immer noch darauf, vielleicht doch noch ein Einvernehmen mit dem Stammland aller Deutschen herstellen zu können.

Der Auftrag der Soldaten war klar umrissen: vollständige Abriegelung des Regierungsviertels von Berlin. Bei dem, was nun bevorstand, konnte man keine Störung brauchen. Die Thu-leführung ging davon aus. daß man nicht mit Panzern konfrontiert werden würde, da die Bundeswehr ihren Bestand an Kampfpanzern schon im Jahr 2008 von ehemals über 2000 auf nur noch 350 reduziert hatte. Aus dem letzten Krieg, in dem nicht einmal 5000 Panzer ausgereicht hatten, um die Niederlage Deutschlands zu verhindern, hatte man offenbar nichts gelernt.

Es kam hinzu, daß, wenn man von zwei Standorten an der Ostseeküste absah, in ganz Mitteldeutschland (das im heutigen Neusprech »Ostdeutschland« genannt wurde) keine Panzerverbände vorgehalten wurden. Also glaubte das OKT, auf den Einsatz eigener Tiger und Panther verzichten zu können.

Doch offenbar hatte die Bundesregierung ähnliche Vorahnungen gehabt wie Bittrich, als der die »Hindenburg« in den Nordatlantik verlegt hatte...

Die tiefste der tiefhängenden Wolken über dem Brandenburger Tor verflüchtigte sich und enthüllte einen Giganten am Himmel: In nicht mehr als 100 Meter Höhe schwebte Stahlzeppelin SZ 61 über der Stadt. Das vollgepanzerte, 287 Meter lange und 34 Meter durchmessende Luftschiff mit dem Namen »Otto-Lutz Förster« führte in seinen großen Laderäumen zahlreiche Kampfpanzer mit, wie Magnus Wittmann wußte.

Doch jetzt fuhr es die vier Drehtürme mit den Rotationskanonen HF 21 aus, die an Bug und Heck oben und unten montiert waren und der

Schiffsführung erlaubten, den Raum um den Stahlzepp komplett zu bestreichen.

Unter den Zivilisten auf dem Platz brach schon Panik aus, als das stählerne Ungeheuer, das so bewegungslos am Himmel hing, plötzlich in seiner ganzen Größe sichtbar wurde. Das Konzept der Magnetrotationsringe, die das Schiff wie festgenagelt am Himmel festhielten, war den meisten Menschen unbekannt. Vollends in Panik gerieten sie allerdings, als die beiden an der Unterseite des Luftschiffs montierten Gustloff-Kanonen losheulten. Denn bei einer Feuergeschwindigkeit von 38 000 Schuß pro Minute war kein einzelner Mündungsknall mehr hörbar, sondern nur noch ein schrilles Kreischen.

Die Bordschützen der »Otto-Lutz Förster« nahmen drei Kampfpanzer vom Typ Leopard 2 unter Beschuß, die von der Straße »Unter den Linden« auf das Brandenburger Tor zurollten. Die Thule-Soldaten verstanden ihr Handwerk: Die Hochgeschwindigkeits-Wuchtmunition der beiden Rotationskanonen fuhr in die Fahrwerke der Panzer und zerschlug ihre Kettenglieder. Als die Leoparden ausrollten, ohne einen einzigen Schuß abgegeben zu haben, nahmen sich die Geschützführer die hinten gelegenen und nur mäßig gepanzerten Motorräume vor. Rauch quoll aus den drei Kampffahrzeugen, dann stiegen die Besatzungen in höchster Eile aus.

Weitere Panzer tauchten zu Wittmanns Erleichterung nicht auf, und so blieben der Stadt schwere Gefechte am Boden glücklicherweise erspart.

Generalmajor Geyers Bataillon hatte das Regierungsviertel hermetisch abgeriegelt. Niemand kam mehr herein oder heraus.

Wittmanns Truppe konnte ihren Spezialauftrag ungestört durchführen. Die Soldaten hasteten am Reichstag vorbei zum Bundeskanzleramt. Die Berliner hatten dem selten häßlichen Bau in ihrer unnachahmlichen Art den Namen »Waschmaschine« verpaßt - treffender war es kaum noch möglich, wie Magnus fand.

Neben ihm hechelte Manfred Behrens, der bei dem, was nun kam, eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hatte. Natürlich war der Journalist nicht mit Wittmanns Truppe abgesprungen, sondern hatte die Messerschmitt erst nach der Landung verlassen. Er trug nach wie vor Zivil, hatte allerdings eine kugelsichere Weste mit großen Aufdrucken »PRESSE« auf Vorder- und Rückseite angelegt. Er hielt eine unscheinbare Videokamera in der Hand, die nicht nur Bilder in hochauflösender Qualität lieferte, sondern diese auch über drahtlose Verbindung laufend ins weltweite Rechnernetz einspeiste, so daß jeder verfolgen konnte, was hier geschah.

Als man den Vorplatz des Kanzleramts erreichte, strömten gerade zahlreiche Polizisten und Muskelmänner in dunklen Anzügen aus dem Gebäude. Unbeeindruckt davon legten einige Thule-Soldaten unter Lohbergers Kommando kleine Thermitladungen an das Eisengitter, das das Gelände absicherte, und machten dem Trupp so den Weg frei.

Die Polizisten und zivilen Personenschützer sahen mehr als unglücklich aus, als die zweihundert Elitesoldaten auf sie zustürmten. Doch einige von ihnen hoben die Waffen.

Wittmann gab Anhaltebefehl, er wollte jedes unnötige Blutvergießen verhindern. »Hören Sie mir zu!« rief er, und seine kräftige Stimme donnerte über den ganzen Platz. »Wir wollen nur mit Ihrer Regierung sprechen, niemanden verhaften oder gar töten. Das garantiere ich Ihnen mit meinem Ehrenwort als Offizier. Aber es ist unverzichtbar, daß wir hier und jetzt mit der Kanzlerin reden. Deshalb werden wir es auf jeden Fall tun, egal, wie Sie reagieren!« Er deutete in den grauen Himmel, an dem sich nun SZ 61 heranschob, die Rotationskanonen noch immer deutlich erkennbar ausgefahren, »Sie haben die Wahl, ob Sie leben wollen oder sterben - daß wir mit Ihrer Kanzlerin sprechen, werden Sie nicht verhindern können!«

Einer der Muskelberge in Zivil flüsterte etwas in sein Kehlkopfmikrophon, dann hielt er die Handflächen über die Ohren, offenbar um besser hören zu können, was aus den darin steckenden kleinen Knopflautsprechern kam.

Schließlich richtete er sich auf und rief mit ebenfalls lauter Stimme: »Die Kanzlerin ist bereit, eine Abordnung Ihrer Truppe ins Haus zu lassen! Als Zeichen des guten Willens befiehlt sie den Abzug aller Sicherungskräfte, wenn Sie Ihre Männer hinter den zerstörten Zaun zurückziehen,«

Wittmann gab die entsprechenden Befehle. Er hatte es hier mit Politikern zu tun, nicht mit Soldaten. Da half einem logisches Denken nicht weiter, denn Politiker dachten bei allem und jedem, was sie taten, immer zuerst daran, wie sie ihre Handlungen beim Wähler darstellen konnten.

Die Kanzlerin legte offenbar größten Wert darauf, ihr Gesicht zu wahren. Wittmanns Auftrag verlangte nicht, die Frau bloßzustellen. Also ging er auf das Angebot ein. Seine Männer zogen sich vom Vorplatz des Kanzleramtes zurück, die Polizisten und

Personenschützer rückten nach rechts und links ab und verschwanden um die Ecken des Gebäudes.

Vermutlich würden sie es über den Hintereingang wieder betreten, aber das war Wittmann egal. Er wußte, was für eine Truppe hinter ihm stand.

Der Personenschützer, der die kurze Verhandlung geführt hatte, geleitete Hauptmann Wittmann. Leutnant Kaltmeister und Stabsfeldwebel Lohberger in das mit mehr als 140 Quadratmeter sehr große Arbeitszimmer der Bundeskanzlerin, das ebenso kalt und unpersönlich wirkte wie der Bau, in dem es lag.

Außer den drei Soldaten war auch der Journalist Behrens mit von der Partie. Magnus hatte auf seiner Anwesenheit bestanden, und nun ließ Manfred seine kleine Kamera neugierig herumblicken.

Die Männer aus Thule waren überrascht, neben der Bundeskanzlerin auch noch ihren Außenminister zu sehen, der seit der Wahl vor zwei Jahren im Amt war. Beide bemühten sich um einen möglichst abweisenden, verächtlichen Gesichtsausdruck.

»Ihr Angriff auf die Bundeshauptstadt kommt einer Kriegserklärung gleich!« giftete der Außenminister. »Doch anders als die Amerikaner haben wir Sie nicht angegriffen!«

»Wenn man von der Falle in England oder Ihren Aktionen in Afghanistan absieht«, konterte Magnus gelassen. »Aber darüber wollen wir mal hinwegsehen, weil wir es uns erlauben können.«

»Und weshalb sind Sie dann hier?« Die Kanzlerin hatte Manfreds Kamera entdeckt und wußte, daß sie Initiative zeigen mußte, wenn sie gut aussehen wollte.

»Aus einem einzigen Grund«, sagte Wittmann ruhig. »Wir fordern Sie auf, Ihre Aktion im Jonastal sofort abzubrechen, weil wir uns sonst gezwungen sehen, Ihnen den Krieg zu erklären.«

»Ha!« trumpfte der Außenminister auf. »Sie sind also doch nicht so stark wie Sie immer tun! Sonst könnten Sie unseren kleinen Angriff doch problemlos aus eigener Kraft abwehren!«

»Sie geben also zu, daß Sie uns angreifen?«

»Gar nichts gebe ich zu!« Der auch nicht mehr junge Mann mit der randlosen Brille benahm sich wie ein trotziges Kind. »Das Jonastal liegt auf unserem Hoheitsgebiet. Da können wir tun und lassen, was wir wollen!«

Magnus hatte langsam genug. »Tun und lassen können Sie nur, was Ihre Hintermänner von den AIn zulassen oder fordern! Ich wiederhole es noch einmal: Uns ist nicht an einem Krieg gegen Deutsche gelegen!«

»Wunderbar! Und deswegen schießen sie unsere Luftwaffe ab und besetzen Berlin?«

Der Hauptmann beachtete den Außenminister einfach nicht mehr und sah

der Kanzlerin direkt in die Augen. »Bisher hat es fast nur Sachschäden gegeben, Die meisten ihrer abgeschossenen Piloten haben sich mit dem Fallschirm retten können. Ich beschwöre Sie! Rufen Sie ihre Heeresführung an, nicht Ihren Verteidigungsminister. Lassen Sie sich von Fachleuten erklären, wie viele Minuten uns die Bundesrepublik im Ernstfall widerstehen kann und wie hoch Ihre Verluste sein werden. Richten Sie sich einmal in Ihrem Leben nach den Fakten und nicht nach dem, was Sie für politisch opportun halten!«

Die Kanzlerin wirkte verunsichert und zog sich mit ihrem Außenminister in eine Ecke des großen Raumes zurück, wo die beiden tuschelnd die Köpfe zusammensteckten - dachte Wittmann. Denn mit dem, was nun unmittelbar folgen sollte, hätte er niemals gerechnet. Dazu war er zu anständig, zu geradlinig und zu ehrlich.

Die vier Männer aus Thule starrten wie gebannt auf die beiden Politiker und hofften inständig, daß die in eine für alle Seiten akzeptable Lösung einwilligen würden, die den Einsatz von Gewalt überflüssig machte. Es war ein Fehler, daß niemand den Personenschützer beachtete. Der hatte noch im Eingangsbereich des Gebäudes seine Waffe abgelegt und war von Kaltmeister auf weitere verdeckte Waffen untersucht worden.

Doch die gefährlichste Waffe, die der Mensch entwickelt hatte, war nicht irgendeine Pistole oder Bombe - die gefährlichste Waffe des Menschen war sein durchtriebener Verstand.

Der Mann im dunklen Anzug war an die Wand neben dem großen Bücherregal getreten und kratzte mit den Fingernägeln an einer unauffälligen Tür, durch die sonst wohl nur die Putzfrau kam und ging.

Die Tür öffnete sich leise, und Leutnant Kaltmeister sah es nur aus den Augenwinkeln. Die anderen achteten gar nicht darauf. Ein Mann in Zivil trat heraus. Sein Gesicht kam dem jungen Offizier irgendwie bekannt vor. Das hatte er doch schon einmal gesehen...

Als der Zivilist sah, daß der Thule-Soldat ihn anschaute, hob er die Waffe, die er in der rechten Hand hatte, und schoß ihm aus allernächste Nähe in den Kopf.

Kaltmeister war tot, noch bevor er auf dem Boden aufschlug.

Beim Klang des Schusses wirbelten Wittmann und Lohberger herum, die SG 98 schußbereit im Anschlag. Doch der Mann mit der Pistole hatte den Sekundenbruchteil Vorsprung, den ihm die Überraschung verschafft hatte, ausgenutzt und Manfred Behrens geschnappt. Mit dem linken Arm

umschlang er den Hals des Journalisten und hielt ihn als Deckung vor sich, mit der rechten Hand hielt er ihm die Pistole an die Schläfe - eine DWM 10/06. die Dienstpistole der Thule-Truppen und eine der zuverlässigsten Handfeuerwaffen, die man sich denken konnte.

»Waffen weg!« brüllte der Mann, »oder die Schwuchtel hat es hinter sich!«

»Kempowski«, kreischte Manfred. »Sind Sie verrückt geworden? Lassen Sie mich los!«

Der verräterische Major war alles andere als verrückt, das erkannte Magnus auf den ersten Blick. »Die MP runter!« befahl er. Lohberger legte seine Waffe gleichzeitig mit dem Hauptmann auf den hellen Teppichboden.

»Ich habe Sie noch nie gemocht, Major«, bekannte Wittmann offen. »Aber was Sie hier abziehen, ist mir unverständlich!«

»Was Sie verstehen oder nicht, Sie Supersoldat, ist mir völlig gleichgültig!« knurrte Kempowski. Er achtete darauf, daß sich

Manfreds Körper stets zwischen ihm und den beiden Soldaten aus Thule befand, drehte aber den Kopf zur Kanzlerin und ihrem Minister und rief ihnen zu: »Hören Sie nicht auf die Nazis. Es ist egal, ob die Ihnen mit einem Krieg drohen! Wenn Sie S III erobern, gewinnen Sie jeden Krieg auf diesem Planeten! Lassen Sie sich nicht unter Druck setzen!«

Magnus sollte zwar niemals ganz verstehen, aus welchen Motiven Kempowski handelte, denn daß es der verräterische Major gewesen war, der mit dem Ausschalten der Beleuchtung beinahe ganz Thule zum Tode verurteilt hätte, würde nie geklärt werden. Aber er erkannte die Motivation, die den Mann zu seiner Verratshandlung trieb. »Glauben Sie wirklich, daß die AIn Sie mit ihrem Jungbrunnenserum behandeln, wenn Sie Deutschland und Thule in einen Krieg hetzen. Sie Narr?«

»Was ich glaube, ist nicht relevant!«

»Stimmt!« sagte Lohberger. Er hatte sich so gehalten, daß Wittmann zwischen ihm und dem Geiselnehmer stand, die schwere Pistole PG 45/01, die ihm als Mitglied des Sonderkommandos zustand, hinter dem Rücken seines Hauptmanns gezogen und an dessen Kopf vorbei auf den Verräter geschossen. Die Kugel vom Kaliber .45 Magnum jagte nur Millimeter an Manfred vorbei und über Kempowskis Pistolenlauf hinweg in das rechte Auge des Verräters und ließ dessen Schädelrückwand explodieren.

Selbst wenn er es gewollt hätte, wäre der Major nicht mehr in der Lage gewesen, seine Waffe abzufeuern und Manfred zu töten.

Der schrie voller Entsetzen auf, ebenso wie der Außenminister, als er den quadratmetergroßen Flecken aus Blut und Gewebe sah, der das Bücherregal seiner Chefin verunzierte. Er kreischte auf und fiel in Ohnmacht.

Manfred hingegen hatte sich wieder gefangen und sah das Häufchen Elend auf dem Boden verächtlich an. »Schwuchtel«, murmelte er. Und dann: »Danke, Lohberger.«

Der nickte nur, steckte die Pistole wieder weg und kümmerte sich um Kaltmeister. Doch dem Leutnant konnte niemand mehr helfen.

Magnus Wittmann, dessen linkes Ohr gewaltig klingelte, hatte inzwischen den Muskelmann im dunklen Anzug mit einem Tritt an die Kinnspitze ins Reich der Träume geschickt, denn er hatte sehr wohl gesehen, wie der Mann an der Tür kratzte, das aber dummerweise nur für ein Zeichen der Nervosität gehalten. Er nahm seine Maschinenpistole wieder auf und ging zur Kanzlerin hinüber, die noch immer bei dem Außenminister kniete und ihm ein paar kräftige Ohrfeigen verpaßte, um ihn aus seiner Ohnmacht zu erwecken.

Thule-Soldaten stürmten in den Raum, die unten losgelaufen waren, sobald sie den ersten Schuß gehört hatten. Wittmann schickte sie wieder fort. Dann bat er Manfred, seine Kamera abzuschalten.

Als das geschehen war, blickte er der Kanzlerin fest in die Augen und sprach von Mann zu Manninn mit ihr. »Ich habe soeben einen guten Freund und hervorragenden Soldaten verloren. Sie blasen jetzt auf der Stelle den Angriff auf S III ab, oder ich schwöre bei Gott, daß Sie ganz persönlich für diesen Hinterhalt büßen werden. Ziehen Sie die Soldaten in Thüringen zurück, oder Sie und Ihre Regierung werden den heutigen Abend nicht mehr erleben.«

Die Kanzlerin blickte Magnus tief in die Augen und sah nur eines: feste Entschlossenheit. Man konnte ihr vieles vorwerfen, aber nicht, daß sie dumm war. Wortlos ging sie zu ihrem Schreibtisch und nahm den Hörer eines der Telefone, die daraufstanden, auf. Sie wählte selbst und gab einen kurzen, knappen Befehl. Nur Minuten später bekam Magnus die Bestätigung, daß sich die Bundeswehr aus dem Jonastal zurückzog. Er gab Manfred einen Wink, die Kamera wieder einzuschalten.

Dann zog er ein Papier unter seiner Schutzweste hervor und legte es vor der Kanzlerin auf den Tisch. »Thulemarschall Bittrich hat mich mit bestimmten Vollmachten ausgestattet«, erklärte er. »Ich bin angewiesen, von ihnen nur in dem Umfang Gebrauch zu machen, den ich für angemessen halte. Nach der Ermordung Leutnant Kaltmeisters halte ich den

größtmöglichen Umfang für angemessen. Unterschreiben Sie das, und lassen Sie den Herrn Außenminister als Zeugen gegenzeichnen.«

»Was ist das?« fragte die Kanzlerin matt.

»Eine Abtretungserklärung. Die Bundesrepublik Deutschland gibt das Jonastal und die umliegenden Gebiete auf und überträgt die Hoheitsrechte daran an das Reich Thule. Das ist der Preis dafür, daß wir nicht in den Krieg gegen Sie ziehen - und vor allem ist das der Preis für das Leben von Leutnant Kaltmeister.«

Die Kanzlerin blickte nur einmal kurz in Magnus‘ stahlblaue Augen. Dann resignierte sie und unterschrieb.

Einige Stunden später befanden sich Magnus Wittmann und Manfred Behrens in Ebene 20 des Sonderbauvorhabens III. SZ 61 hatte die beiden Männer auf besonderen Befehl von Thulemarschall Bittrich ins Jonastal gebracht.

Hier unten herrschte die Atmosphäre eines Bienenstocks. Rings um das Wurmlochportal - das noch immer genauso schimmerte wie in dem Augenblick, als Magnus es zum erstenmal gesehen hatte - waren zahlreiche Meßgeräte aufgebaut worden.

Alle Steuerpulte mit den altmodisch wirkenden Bakelit-Schaltern waren doppelt besetzt, zusätzliche Geräte aus aktueller Thule-Produktion wurden für einen möglichen Ausfall der alten Technik vorgehalten. Wissenschaftler wuselten durcheinander, aber wirklich etwas zu tun hatten sie nicht.

Die meisten verfolgten mit gespannten Mienen die Bewegungen der Anzeigenadeln auf den zahlreichen Meßgeräten.

Professor Schulz, der bei Magnus, Manfred und Heinrich stand, der sich zu ihnen gesellt hatte, behielt alles im Auge, konnte aber selbst momentan nichts machen.

»Die Energieanforderung unseres Wurmlochs an den Generator ist deutlich abgesackt«, erläuterte er. »Es dehnt sich nicht weiter aus, denn es hat sich an einer großen Masse sozusagen festgebissen.«

»Ich verstehe nicht wirklich, wovon Sie reden«, sagte Manfred. »Und wenn ich es nicht verstehe, kann ich auch nicht darüber schreiben.«

Der Professor dachte kurz nach, dann versuchte er eine Erklärung für Laien: »Sagen wir so... das hier erzeugte Wurmloch ist eine Energieschlange, die sich durch Raum und Zeit windet. Man kann sie nur in gewissem Maße steuern. Wenn sie irgendwo im All auf eine große Masse trifft, beißt sie sich sozusagen daran fest... ähnlich einem Magneten, der einen Gegenpol

gefunden hat.« Er zögerte einen Augenblick und atmete tief durch. Dann fuhr er fort: »Wenn die Kollegen damals keinen grundlegenden Rechenfehler gemacht haben - und ich habe keinen gefunden - dann haben sie das Wurmloch tatsächlich ins Aldebaran-System geschickt. Nun bewegt sich das Wurmloch nicht mehr, weil es sich irgendwo >festgebissen< hat... das alles können wir genau anmessen!«

»Mit anderen Worten«, hakte Manfred nach, »man könnte also jetzt durch den Ring da oben gehen und käme dann in einem anderen Sonnensystem heraus?«

»Theoretisch«, sagte Schulz nickend, »aber da wir zum ersten mal mit einem solchen Phänomen konfrontiert werden, würde ich niemandem raten, da einfach reinzugehen. Wir schik-ken jetzt erst einmal eine Drohne durch!« Er deutete auf ein paar Techniker, die einen kleinen vollautomatischen Flugkörper mit rund 1,50 Meter Spannweite fertigmachten.

»Was ist denn, wenn plötzlich etwas von der anderen Seite durchkommt?« fragte Manfred besorgt.

»Das ist nicht möglich, solange wir das nicht wollen«, sagte der Professor beruhigend. »Die Wurmlochsteuerung befindet sich auf unserer Seite, und damit auch die einzige Möglichkeit, den Quantenfluß zu modifizieren. Wenn man sich ein bißchen mit Quantenmechanik befaßt, wird einem sofort klar, daß die variablen Energiekonstantenc, wie wir sie nennen...«

Magnus fiel ihm recht unhöflich ins Wort: »Schon gut, Professor. Wenn Sie sagen, daß ohne Ihre Zustimmung nichts von drüben durchkommt, dann glauben wir Ihnen das!«

Schulz wollte noch zu einer Erwiderung anheben, doch da erklang das Kreischen eines Zweitaktmotors.

Einer der Techniker hob die Drohne, die im Prinzip nichts anderes war als ein großes Modellflugzeug mit ein paar Zusatzgeraten an Bord, und warf **sie in** den senkrecht stehenden Wasserspiegel des Wurmlochdurchgangs.

Sie verschwand spurlos.

Angespannte Stille machte sich breit.

Schließlich hob ein Wissenschaftler, der eine Konsole voller Anzeigen überwachte, den Kopf, sah Schulz direkt an und sagte nur: »Nichts!«

»Ab wann haben Sie die Meßwerte überwacht?« wollte der Professor wissen.

»Ich habe die Anforderung sofort nach dem Durchgang losgeschickt. Aber entweder hat die Drohne das Signal nicht empfangen, oder es kommt nichts

durch. Die Frequenz, aufder sie sendet, ist doch freigeschaltet?«

Ein Techniker bejahte, und Schulz erklärte auf Manfreds Nachfrage, daß man das Wurmloch so geschaltet habe, daß nichts von der anderen Seite durchkönne - bis auf elektromagnetische Impulse in einem ganz bestimmten, eng umrissenen Frequenzband, auf dem die Drohne funkte.

Er konnte offenbar reden und gleichzeitig nachdenken, denn unvermittelt fragte er: »Was kam während des Durchgangs herein ?«

»Da haben wir uns aufdie Steuerung konzentriert...«

»Das habe ich jetzt überhört. Schicken Sie die nächste Drohne durch und lassen sie von Anfang an alle Aufzeichnungen mitlaufen!«

Gesagt, getan - und diesmal bekam man tatsächlich ein Ergebnis!

»Auch diese Verbindung ist abgebrochen! Aber unmittelbar, bevor das geschah, haben wir für ein paar Millisekunden einen enormen Temperaturanstieg gemessen!« rief der Mann an der Konsole.

»Aber natürlich! Was bin ich doch für ein Blödmann!« Schulz schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn, während die anderen in der großen Halle ihn nur unverständig anblickten. »Das Wurmloch lagert sich im Zielgebiet an große Massen an. meine Herren. Und was ist die größte Masse im Aldebaran-System? Natürlich die Sonne! Darauf hätten wir auch gleich kommen können, meinen Sie nicht? Ziehen sie das Wurmloch etwas zurück und suchen Sie andere Ziele!«

Bei Technikern und Wissenschaftlern brach erneut Hektik aus. Manfred sprach den Professor an: »Habe ich Sie richtig verstanden, daß gerade eine Verbindung zur Aldebaran-Sonne bestand?«

»Zu ihrer Oberfläche, um genau zu sein.«

»Das heißt, wenn Sie den Durchgang in die andere Richtung geöffnet hätten...«

»Ja, mein lieber Behrens, dann wären wir jetzt alle gut durchgegart, und im Jonastal hätte sich ein neuer Krater aufgetan!«

Manfred wurde blaß und sagte nichts mehr.

In den nächsten Stunden stellte das Wurmloch mehrere Kontakte zu großen Massen her, die aber alle kleiner waren als die erste. Immer wieder wurden Drohnen durchgeschickt, und diesmal bekam man zahlreiche Meßwerte. Allerdings stets nur für ein paar Sekunden, denn alle Sonden stürzten nach dem Wurmlochdurchgang ab.

Die Erklärung dafür war einfach: Die Planeten, die man entdeckte, waren heiß oder kalt, je nach Entfernung zur Sonne, doch eines hatten sie alle

gemein: Keiner verfügte über eine Atmosphäre, in der die Drohne hätte fliegen können.

Über dem Jonastal war es fast schon Mitternacht, als ein erneuter Kontakt für gewaltige Aufregung sorgte.

»Wir sind am Ziel!« brüllte der Mann, der die Daten der Drohne überwachte. »Lufttemperatur 28 Grad Celsius, Zusammensetzung der Atmosphäre knapp 80 Prozent Stickstoff, etwas über 20 Prozent Sauerstoff und ein paar Spurengase - das ist praktisch die gleiche Luft wie bei uns!«

Man hätte denken können, daß jetzt unglaublicher Jubel in der großen Halle ausgebrochen wäre. Doch statt dessen herrschte fast absolute Ruhe. Jeder in dem großen Raum war sich der Einmaligkeit dieses Augenblicks bewußt.

In der andächtigen Stille mußte Professor Schulz nicht einmal laut reden, um von jedem gehört zu werden, als er sagte: »Wir haben die Verbindung zur Welt der Aldebaraner hergestellt. Wie wär‘s, Wittmann? Wollen Sie der erste Mensch sein, der sie betritt?«

Table of Contents

Start